



Lili Körber

Eine Österreicherin erlebt den Anschluß

Verlag Christian Brandstätter

Die Schriftstellerin und Journalistin Lili Körber (1897–1982) erzählt in diesem dokumentarischen Roman die Geschichte der Wiener Verlagsangestellten Agnes und ihres jüdischen Verlobten, festgehalten in Agnes' Tagebuchnotizen des Frühjahrs 1938. Immer mehr bestimmen die politischen Ereignisse – von Hitlers Treffen mit Schuschnigg in Berchtesgaden bis zum Einmarsch der deutschen Truppen –, bestimmen Ohnmacht und Angst, Ideologie und Vorurteile, aber auch der Mut zum Widerstand ihr beider Leben und das ihrer Familien. Als ein Kollege Agnes zu denunzieren droht, trifft sie eine schwere Entscheidung.

Von diesem Werk wurde im Februar 1988 eine Auflage von 2.000 Exemplaren hergestellt.
Auf dem Schutzumschlag: Wien 1938 – NS-Beflaggung auf der Kärtnerstrasse.

Der Abdruck der Photographie von Lili Körber (S. 4)

erfolgte mit freundlicher Genehmigung von Dr. Erich Grave, New York

Entwurf des Schutzumschlages und graphische Gestaltung: Christian Brandstätter

Lektorat: Ursula Weyrer

Technische Betreuung: Rudolf Metzger

Gesetzt wurde in der Garamond, 10 auf 11 Punkt, bei der Alfred Gessky Ges.m.b.H. in Wien

Druck und Bindung: Ferdinand Berger & Söhne Ges.m.b.H. in Horn

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, sind vorbehalten.

Copyright © 1988 by Christian Brandstätter Verlag & Edition, Wien

ISBN 3-85447-288-9

Christian Brandstätter Verlag & Edition Gesellschaft m. b. H. & Co. KG

A-1080 Wien, Wickenburggasse 26, Telephon (0222) 48 38 14-15

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Lili Körber

Eine Österreicherin erlebt den Anschluss

Roman

Mit Erläuterungen
und einem Nachwort
von Viktoria Hertling

Verlag Christian Brandstätter-Wien ~ München



Wien, 12. Februar, Abend.

Soeben ist Fred weggegangen. Er blieb lange da, viel länger als sonst, obschon morgen Montag ist. Er sprach kein Wort, zündete sich nur eine Zigarette nach der andern an und zerdrückte die Stummel mit einer nervösen Wut, als hinge alles davon ab, dass der glimmende Stengel zur Asche würde. Alice hätte ihm das nicht sagen sollen, zumindest nicht in dieser Form, sie kennt doch Fred. Aber was, morgen steht es doch in allen Zeitungen mit beruhigenden Kommentaren, wie immer...

Und weil es schon all die Jahre so war, dass sich trotz ständiger Bedrohung zum Schluss doch nichts änderte, oder nicht viel, zumindest, so glaube ich es einfach nicht und bin Alice böse, dass sie uns den ganzen Ausflug verdarb. Man spürte schon Frühling in der Luft, und die Strassenbahnen waren bumvoll. Wir fuhren bis Hütteldorf, gingen dann hinauf zur Knödelhüttenwiese, wo man im Sommer die herrlichen Sonnenbäder nimmt, Ende des Monats, wenn das Eintrittsgeld für das Strandbad eingespart werden muss. Dort packten wir unseren Rucksack aus, Selchfleisch, Gurken, Eier, Butterbrot, Orangen. Und wir sprachen darüber, ob es gelingen werde, unseren Urlaub zu ein und derselben Zeit zu erhalten. Mein Chef kommt mir bestimmt entgegen, aber er hat nur wenig Personal. Freds Direktor ist aber das reine Ekel. Da muss man diplomatisch vorgehen. Ach, was schreibe ich – muss man –, vielleicht ist überhaupt bis dahin alles anders, wenn – es – kommt, wird Fred überhaupt gekündigt, und was wird dann aus uns beiden?

Im Radio spielten sie die zweite Rhapsodie von Liszt, und Fred sagte: – Gehen wir, ich kann diese blöde Musik nicht hören. – Wir schlugen den Weg nach Neuwaldegg ein, kamen zu dem Aussichtspunkt; da sieht man die Berge bis ganz weit hinaus zum Semmering, das blaue Band der Donau, das Riesenrad, den Stephansdom, alles wie in einem mousselineleichten, durchsonnten Nebelschleier gehüllt. Es war so schön, dass ich zu Fred sagte: – Hier sollte man sich ewige Liebe schwören oder für immer Abschied nehmen. – Und er lachte und sagte: – Also schwören wir. –

Dann kamen wir auf die Sophienalpe, und hier eben geschah's. Wir berieten eben, ob wir uns hier einen Kaffee leisten sollen – das Restaurant an der Sophienalpe ist ziemlich teuer, da kommen die vornehmen Leute in den Autos hin. Schliesslich entschlossen wir uns doch, Platz zu nehmen, und bestellten sogar ein Stück Guglhupf zu zweien. Ja, wir müssen sehr sparen, sonst können wir uns im Sommer keinen Urlaub leisten. Plötzlich hören wir: – Hallo, Fred! – und wir sehen Alice an unseren Tisch kommen mit einem Gesicht...

Ich habe Alice ganz gern. Sie ist die einzige von Freds Familie, die zu mir nett ist. Seine Eltern wollen nicht, dass er eine – Christin – heiratet, dazu noch die Tochter eines – ganz ordinären Metallarbeiters –. Sie möchten für ihren Fred, der auf der Hochschule studiert hat, etwas – Besseres –, mit Geld. Sie haben oft versucht, ihn mit Mädchen aus seinen Kreisen zusammenzubringen. Aber wir sind gut zusammen – ich habe keine Angst.

Alice ist Journalistin. Sie kümmert sich nicht sehr um ihren Bruder, seit ihrer Kindheit hat sie sich gewöhnt, auf den Jüngeren etwas gönnerhaft herabzublicken. Deswegen war ich furchtbar erstaunt, als sie ihre Gesellschaft verliess, um an unseren Tisch zu kommen. Aber gleich hatte ich die Erklärung dafür. Sie beugte sich zu Fred und sagte halblaut:

– Fred, weisst du, Schuschnigg ist mit Guido Schmidt zu Hitler nach Berchtesgaden gefahren. Ja. Ich weiss es ganz bestimmt. Hitler hat ihn kommen lassen. Nein, Näheres liegt nicht vor. Aber man kann das Schlimmste befürchten. –

Ist es die Abenddämmerung, die Freds Gesicht so blass macht? Wie wir den Weg nach Neuwaldegg hinuntergehen zwischen den schwarzen, noch kahlen Bäumen, sagt er unvermittelt:

– Wir hätten doch heiraten sollen, Agnes! –

Ich antworte nicht, aber ich weiss, dass er recht hat. Bald wird unsere Liebe etwas Verbotenes sein – wenn in Österreich die Reichsgesetze gelten werden. Aber nein, das ist doch ganz unmöglich, das kann einfach nicht sein!

– Könnten wir nicht rascher gehen, Fred? Es ist etwas kühl. Und ich hab zu Hause noch das ganze Geschirr von gestern stehen! –

15. Februar 1938.

– Österreichs Unabhängigkeit ist gesichert –, sagte Herr Dr. Loewy, unser Chef, zu Guggenheim, dem Lektor. – Sie lesen keine Zeitungen, mein Lieber. Sonst wüssten Sie, wie die Westmächte darüber denken. Und Mussolini? Glauben Sie wirklich, dass er Interesse hat, Hitler am Brenner zu haben? Na, gewiss hat Schuschnigg Konzessionen machen, den Seyss-Inquart und die andern in die Regierung nehmen müssen, aber die Naziminister sind in der Minorität, nein, nein, und der Polizeipräsident ist noch immer der Skubl, ein guter Vaterländischer. Also lassen Sie mich in Ruh', Guggenheim, Sie machen mich nervös. Nein, ich schreibe meinen Vertretern ins Ausland gar nichts, sie sollen mir das Geld ruhig nach Wien schicken, ich brauche es. Schlusspunkt. Was ist eigentlich mit dem Hegner? Hat er uns die letzten Seiten seines Manuskriptes geschickt? Rufen Sie ihn doch bitte an, er möge sich beeilen... –

Am liebsten hätte ich mitstenographiert, um das Fred vorzulesen. Schliesslich ist unser Chef gefährdet, wenn es schief geht. Er ist der couragierteste Wiener Verleger, ja, eigentlich der einzige couragierte. Alle anderen wagen es gar nicht, Autoren zu bringen, die den Deutschen nicht genehm sind, aus Angst, dass man ihre gesamte Produktion in Deutschland verbietet. Der unsrige bringt aber auch zuweilen Bücher, die selbst in Österreich nicht gern gesehen sind, von Leuten, von denen man weiss, dass sie Sozialisten waren oder mit den Sozialisten sympathisieren. Zum Beispiel das Buch von Hegner – ne tolle Sache –, wie sie im Reich sagen. Es spielt irgendwo auf einer Insel mit einem phantastischen Namen, aber es besteht kein Zweifel darüber, was für ein Land eigentlich gemeint ist. Dort wird nur exerziert oder stramm gestanden, und ein Diktator mit donnernder Stimme hält Schimpforgien im Radio ab. Heute sind hier Bücher gegen Deutschland auch nicht mehr erlaubt, doch das da ist so geschickt gemacht, dass man nicht gleich merkt, was los ist. Aber es ist doch allerhand, was Dr. Loewy sich traut, noch dazu als Jude. Selbst die gut Vaterländischen, die die Nazi hassen wie die Pest, sind heute Antisemiten, und Dr. Loewy ist bei der Pressepolizei bestimmt nicht beliebt. Wenn er also ruhig ist, so kann man getrost schlafen.

Das sagte ich auch meiner Mieterin, die sich in der Küche ihren Tee aufgoss. Sie ist Russin – durch ihren geschiedenen Mann aller-

dings Österreicherin – und trinkt beständig Tee. Sooft sie nach Hause kommt, läuft sie zuerst in die Küche und stellt Wasser auf. Aber da sie das Gas zahlt, kann es mir egal sein. Sie ist Chemikerin, arbeitet in einer Fabrik und verdient ganz schön. Gewiss könnte sie sich auch eine eigene Wohnung leisten, aber ich glaube, sie ist zu träge, um sich um alles zu kümmern. Und bei mir hat sie es wirklich wie zu Hause. Ich meine jetzt nicht nur den Tee – sie hat einen Freund in der Tschechei, einen russischen Journalisten. Der war Menschewik und musste aus Russland raus. Sie können nicht heiraten, denn er ist staatenlos, und wenn meine Frau Doktor ihre Staatsbürgerschaft verliert, so wird sie entlassen.

Er verdient aber nicht genug für zwei. Also besucht er sie nur alle zwei Wochen für ein paar Tage (er hat freie Fahrt und ein Dauer-Visum für Österreich) und wohnt dann bei uns. Natürlich würde er das Visum verlieren, wenn die Nazi kämen, denn er ist als Linker bekannt und hat auch in Hitler-Deutschland gegessen. Also ist die Frau Doktor ganz aus dem Häuschen, denn dann wären sie getrennt, für immer. Ist es nicht merkwürdig, dass die Liebe von solchen Dingen abhängt? War das immer so? Wenn man den Büchern glauben soll – nein. Nimmt man zum Beispiel Shakespeares Dramen – ich habe mir voriges Jahr seine sämtlichen Werke gekauft, es war eine Occasion –, da steht nichts von solchen Dingen. Romeo und Julia können nicht heiraten, weil die Eltern nicht wollen; heute aber sind es Staatsmänner, die einen am Glücklichen sein verhindern können. Nun bin ich wieder defätistisch, und vor einer Stunde war ich noch so ruhig. Es ist besser, ich rede nicht soviel über Politik mit den Leuten. Übrigens wird jetzt eine allgemeine Amnestie erlassen, ist schon in der Zeitung gestanden. Hitler hat in Berchtesgaden von Schuschnigg verlangt, dass er die Nazi rauslässt, und nun sollen auch die Roten frei werden. Das ist fein, da kommt auch mein Bruder, der Franzi, endlich nach Hause. Franzi ist bei den revolutionären Sozialisten und wird immer wieder eingesperrt. Zuletzt hat man eine illegale Druckerei ausgehoben, in der er gearbeitet hat. Sonntags steckt er in den Rucksack Propagandamaterial, in die Thermosflasche, in Zuckerpackerin und so weiter, und fährt in den Wienerwald, so, als würde er einen Ausflug machen wie andere auch. Dort trifft er Vertrauensmänner und verteilt seinen Proviant. Mir hat er auch mal Material zugesteckt und gesagt, ich soll es weitergeben; ich habe aber kein Glück damit gehabt: unser Bürodienner hatte es schon gelesen, Herr Guggenheim meinte, ich soll nicht

damit herumgehen, sonst könnte ich eingesperrt werden, und Herr Winkler, unser Buchhalter, hat angefangen, auf die Marxistenbagage zu schimpfen und gebrüllt, der Hitler würde schon kommen und Ordnung machen. Wir haben uns fürchterlich gezankt; er hat mir auch den Fred vorgeworfen, es sei unerhört, dass ein deutsches Mädchen mit einem Juden geht. Ich habe gesagt, erstens sei ich kein deutsches Mädchen, sondern eine Österreicherin, überhaupt war meine Mutter Böhmin, und zweitens – nun bin ich schon grob geworden – ist mir der Jud lieber als er, Winkler. Da ist er plötzlich blass geworden und hat gemeint, er wird sich das merken, und wir sprechen uns noch. Aber dazu ist es nicht mehr gekommen, denn bald darauf wurde Herr Winkler wegen einer Stinkbombe, die er im Burgtheater während einer Festvorstellung geworfen hat, eingesperrt. Als er rauskam, hatten wir schon einen neuen Angestellten, und er musste mit einer langen Nase abziehen. Ich finde es überhaupt reichlich charakterlos, als Nazi in einer jüdischen Firma zu arbeiten. Ja, vor dem Chef traut er sich nicht aufzumucken, und im WC. schreibt er an die Wand: – Juda verrecke! – Und bildet sich noch was drauf ein.

Wien, den 16. Februar 1938.

Man erzählt sich jetzt Einzelheiten über Berchtesgaden. Hitler soll den Schuschnigg ganz miserabel behandelt haben. Zuerst hat man ihn und Schmidt in einen Saal geführt, in dem eine Karte Österreichs hing; darauf war mit Pfeilen die Route angegeben, die die einmarschierende deutsche Armee einschlagen wird. Hitler hat ihn empfangen, und im Nebenzimmer sollen die obersten Führer des deutschen Heeres gewartet haben. Und dann hat Hitler angefangen zu diktieren. Was muss Schuschnigg empfunden haben? Er und Dollfuss haben uns ja auch furchtbar viel angetan – ich denke jetzt an Franziska und die vielen anderen und die Toten vom Februar. Trotzdem kann ich nicht so empfinden wie Mitzi, Franziska Schwester, die in die Hände klatschte, als im Radio verlautbart wurde, dass Dollfuss ermordet wurde. Ob es wirklich so etwas gibt wie eine Vergeltung? Dann wird die Strafe der Nazi entsetzlich sein.

Als Papen dem Schuschnigg den Befehl Hitlers überbrachte, zu ihm auf den Obersalzberg zu kommen, soll Schuschnigg ver-

zweifelt Mussolini angerufen haben; aber Mussolini war beim Skilaufen und nicht zu finden. Natürlich eine Ausrede. Herr Guggenheim meint, Mussolini brauche jetzt dringend Hitler, denn er habe sich mit Abessinien und in Spanien den Magen verdorben. Aber der Chef sagt, das sei nur ein Manöver von Mussolini, er verhandle jetzt mit England, und Österreich sei nun ein Erpressungsobjekt. Im Ernstfall würde er genau so handeln wie 1934, als er seine Soldaten an den Brenner schickte, um die Unabhängigkeit Österreichs zu verteidigen. Und England und Frankreich würden es nie erlauben.

Unser Vertreter ist aus der Provinz gekommen und erzählt, dass die Nazi wieder ganz frech geworden sind, das Hakenkreuz anstecken und mit – Heil Hitler! – grüssen. In Graz trägt jeder fünfte das Hakenkreuz. Auch in Tirol und im Salzkammergut ist alles braun. Die Leute hoffen, dass die deutschen Touristen wieder nach Österreich kommen, seit der 1.000-Mark-Sperre haben sie grosse Verluste gehabt. Und unsere Geschäftsleute glauben, dass sie bessere Geschäfte machen, wenn die jüdische Konkurrenz vernichtet ist. Und die Studenten wollen den Numerus clausus einführen, den jüdischen Anwälten die Klienten und den jüdischen Ärzten die Krankenkassen wegnehmen. Freds Vater erzählte, ein Kollege, ein arischer Rechtsanwalt, hätte ihm unter vier Augen gesagt, er hätte gar nichts gegen die Juden, persönlich, er sei Nazi, weil sich seine Kanzlei wieder füllen werde, wenn die jüdischen Anwälte einmal fort seien. Es geht heute in Österreich wie auf einem untergehenden Dampfer zu, die Menschen kämpfen um einen Platz im Rettungsboot und werfen einander ins Wasser. Man sagt, im Reich bekämen die Leute wieder Arbeit, wenn auch zu schlechtem Lohn. Sie arbeiten für die Rüstungsindustrie. Und so werden sie wieder patriotisch, weil die Rüstungsindustrie sie ernährt.

Ich weiss nicht, warum ich beständig über Politik schreibe. Dabei habe ich ein Tagebuch angefangen, um mein Herz zu erleichtern, denn mit Fred muss ich tun, als wäre alles in schönster Ordnung. Er ist so nervös, der Arme. Und Herr Nikitin, der Lebensgefährte meiner Frau Doktor, giesst noch Wasser ins Feuer. – Für England ist Österreich durchaus nicht so wichtig, dass es wegen der österreichischen Unabhängigkeit einen Krieg riskieren würde –, sagt er. – Stellen Sie sich vor, was interessiert den Bürger eines britischen Dominions dieses kleine Land im Herzen Europas? Viele von ihnen wissen vermutlich gar nicht,

wo es sich befindet. Sie verwechseln ‚Austria‘ mit ‚Australia‘. Sie werden fragen: ‚Was sind das für Leute, die Österreicher? Deutsche. Na, warum sollen sie dann nicht zu Deutschland?‘ – – Schön –, sagte Fred gepresst, – aber schliesslich sind sie doch 1914

für die Neutralität Belgiens ins Feld gezogen. – – – Pardon, pardon, mein Lieber, das ist etwas ganz anderes. Die belgische Küste liegt der englischen gegenüber. Erinnern Sie sich an die Worte Baldwins, dass die Grenze Englands am Rheine verläuft? Das sagt alles. – – Ich rechne nicht damit, dass die Westmächte sich für uns aus Liebe einsetzen –, sagte Fred und wurde immer kleinlauter, – aber der Anschluss bedeutet doch eine kolossale Stärkung Deutschlands. Lassen sich die Westmächte das gefallen, so wird Hitler weitergehen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, die Schweiz und dann auch Elsass-Lothringen besetzen, und in ein paar Jahren ist er so stark, dass ... – – Oder derart durch seine Vierjahrespläne und seine Eroberungen ausgepumpt und abgekämpft, dass er keine aussenpolitische Gefahr mehr bedeutet. Mein Lieber, das Britische Empire macht keine Prestigepolitik, nur Schwächlinge – dies gilt von Menschen wie von Staaten – müssen auftrumpfen, um den Schein zu erwecken, dass sie oben auf sind. Und Europa kümmert sie weniger als ihre Kolonien. – – Mit einem Wort, Sie glauben nicht, dass die Westmächte... – – Nein. Ich glaube nicht, dass Sie etwas von dieser Seite zu erwarten haben. Sie haben schliesslich seinerzeit die Teilung Polens zugelassen – warum also nicht die Gleichschaltung Österreichs? –

Weiter hörte ich nicht mehr, denn das Telefon läutete. Es war für Fred. Einige Augenblicke später kam er wieder und sagte, er müsse sofort nach Hause, die Kusine seines Vaters aus Frankfurt sei da. Alice habe ihm telephonisch mitgeteilt, die Tante sei persönlich gekommen, um ihr, Alice, zu sagen, dass sie sofort weg müsse. Alice hat nämlich viel gegen Nazideutschland geschrieben.

– Und so etwas sagt Ihnen Ihre Schwester telephonisch –, wunderte sich Herr Nikitin. – Na, dann dürfen Sie sich nicht wundern, wenn Sie Unannehmlichkeiten haben. –

– Sie hat englisch gesprochen –, sagte Fred.

– Englisch – nun muss ich wirklich lachen. Wenn es Chinesisch wäre! Englisch kann jeder Kriminalbeamte. –

– Ihr Russen könnt das Indianerspielen niemals lassen –, sagte Fred mit bösem Lächeln. Es sah aus, als freute er sich, Herrn Nikitin etwas Unangenehmes zu sagen.

– Sie werden uns einige Übung nicht absprechen. Ich weiss zwar, dass der Wiener Polizeiapparat gegen die zaristische Ochruna und die bolschewistische Tscheka das reinste Waisenkind ist, aber vielleicht haben Sie hier schon Gestapoleute, die immerhin ganz tüchtig sind ... –

Plötzlich brüllte Fred auf, mit einer abscheulichen, schrillen Stimme, die ich an ihm nicht kannte:

– Ich bitte Sie, Herr Nikitin, mich mit Ihren sadistischen Anwandlungen zu verschonen. Ihre Landsleute haben meine Glaubensgenossen in der Ukraine wie Wild gejagt und sich vor Lachen gewälzt, wenn ihre Opfer Todesangst zeigten. Sie machen es auf eine raffiniertere Weise, indem Sie mir mit dem Britischen Empire und der Gestapo kommen. –

Fred schien ganz ausser sich. Seine Augen funkelten.

– Beruhigen Sie sich, Herr Brenner –, sagte Nikitin und bekam plötzlich furchtbar gute Augen. – Ich habe Sie nicht aufregen wollen. Ich glaubte nur, dass es besser ist, wenn man auf alles gefasst ist. Und überdies wird der Reichskanzler Sonntag im Reichstag sprechen, wir wollen abwarten, was er sagt. Möglicherweise werden die Westmächte wirklich ein Machtwort sprechen und Hitler zurückweichen. Ja, wenn ich es recht bedenke, wird es so sein. England und Frankreich können nicht zulassen, dass Deutschland ... –

Fred lag im Sessel mit halbgeschlossenen Augen. Er sah aus wie ein Schwerkranker.

Später, beim Weggehen, sagte er mir, ziemlich gefasst:

– Entschuldige mich bei Nikitin. Dieses Telefongespräch mit Alice hat mich so aufgeregt. Na, servus, Kinderl. Geh bald zu Bett. Es ist schon spät. –

Ich bin froh, dass er ruhig weggegangen ist.

17. Feber.

Heute früh ist Hegner endlich mit seiner Aktentasche angehumpelt. (Er hat nämlich ein Holzbein.) Er ging direkt zum Chef, obschon ich ihm gesagt habe, er soll einen Augenblick warten, und es störte ihn scheinbar auch gar nicht, dass ich im Zimmer war, ich glaube, er hat mich gar nicht bemerkt. Er warf sich seiner ganzen Länge nach in den Sessel, neben den Schreibtisch, dass es nur so krachte, und legte die Aktentasche neben sich auf den Boden.

– Lieber Maestro –, sagte er, – ich bin gekommen, um Ihnen was vorzuschlagen. –

– Na, was gibt es, lieber Freund –, hat der Chef gefragt.

– Es gibt, dass ich mich entschlossen habe, unsern Vertrag rückgängig zu machen. –

– Und warum, wenn ich fragen darf? –

– Ich glaube, dass es Ihnen nicht mehr möglich sein wird, dieses Buch zu verlegen. –

Jetzt schwiegen sie und sahen sich an. Es war, als seien ihre Augen ineinandergebohrt, und beide hatten denselben Blick.

– Hören Sie mal an, Paul Hegner –, sagte schliesslich Dr. Loewy.

– Wenn die kommen, dann habe ich sowieso nichts zu lachen. Ich habe ja in Kulturbolschewismus gemacht. Und wenn ich zugrunde gehen soll, dann mit einem anständigen Buch. –

– Wünschen Sie nicht zumindest, dass ich einige Änderungen vornehme? – fragte Hegner, seine Stimme überschlug sich ein wenig.

– Ich wüsste nicht, was Sie ändern wollen. Abschwächungen schaden dem Buch nur. –

Da stand Hegner gross und schwerfällig auf und schlug mit seiner Krücke um den Schreibtisch herum. Mit einem Ruck hob er den Chef vom Sessel und schloss ihn in die Arme.

– Maestro, Sie sind ein patenter Kerl –, sagte er, hielt den kleinen Dr. Loewy mit seinen Tatzen umklammert und klopfte ihm den Rücken ab. – Ein patenter Kerl. Wissen Sie, dass es das noch gibt, das tröstet einen über die Schweinerei in der Welt und hält in einem die Hoffnung wach, dass es mal anders wird. Ich gebe Ihnen das Manuskript, wie es ist. Hier –, er zog die Blätter aus seiner Aktentasche. – Eigentlich hatte ich auch nicht die Absicht, etwas zu ändern, wollte Sie aber nicht reinlegen. Meinetwegen. Wir treffen uns im Konzentrationslager. –

– Wir sind noch nicht so weit, lieber Freund. Eine Panikstimmung erscheint mir überflüssig und schädlich. Haben Sie nicht gehört, dass Schuschnigg gestern einige grosse jüdische Industrielle kommen liess und erklärte, er garantiere, dass ihnen nichts geschieht?

– So, hat er das getan? – sagte Hegner. – Natürlich, er muss ja verhindern, dass die Leute ihr Vermögen ins Ausland bringen. Viele reisten bereits ab. Recht haben sie. Wenn ich keine Familie und Geld hätte, tät ich dasselbe. Sie wissen, Loewy, dass ich über den Jesuitenschüler anders denke als Sie. Seit vier Jahren muss man

sich jedes Wort überlegen, bevor man es niederschreibt: aus einer harmlosen Bemerkung kann einem der Strick gedreht werden. Ich gebe zu, unsere ‚Schwarzen‘ sind das kleinere Übel, aber das ist auch das einzige Gute, was man ihnen nachsagen kann. –

– Lieber Hegner –, sagte Dr. Loewy, – ich bin gern bereit, mit Ihnen darüber im Café zu debattieren, augenblicklich habe ich leider keine Zeit dazu. Ich weiss nur, dass ich hier immerhin arbeiten kann, wenn auch mit Schwierigkeiten, und das erkenne ich an. –

– Ja, wir sind bescheiden geworden –, sagte Hegner und erhob sich. – Wenn man uns nur ein wenig atmen lässt, so sind wir schon dankbar und mit allem versöhnt. Ich habe zwei Jahre in Galizien gekämpft und zwei Jahre in den Dolomiten, teurer Freund. Jetzt muss ich froh sein, wenn dieselben Katzelmacher, die mir mein Bein und uns allen Südtirol amputiert haben, mich und meine Gesinnungsgenossen vor dem Zugriff meines Landsmannes, des deutschen Reichskanzlers, schützen. Ist es nicht zum Verrücktwerden? Vier Jahre lang habe ich für mein Vaterland im Schützengraben gelegen, und nun werde ich wahrscheinlich emigrieren müssen. Nein, wenn Wien preussisch wird, bleibe ich nicht, nein, nein, auch wenn sie mich als Kriegskrüppel in Ruhe lassen, was noch gar nicht so ausgemacht ist, wie manche Leute glauben. Ich will nicht miterleben, wie meine Heimat geschändet wird, dazu habe ich den Mut nicht. –

– Drum müssen wir alle zu Schuschnigg stehen –, sagte Dr. Loewy. – Ich habe Ihnen schon längst gesagt, dass Sie in die Vaterländische Front eintreten sollen. –

– Ja –, nickte Hegner und setzte sich wieder hin. – Ja, vielleicht wäre ich auch eingetreten, wenn Zernatto nicht erklärt hätte, dass jeder, der abseits bleibt, ein Feind des Vaterlandes ist. Zwingen lasse ich mich nicht. Und dann, wie soll ich mich zum ‚christlichen ständischen deutschen Staat‘ bekennen? Der korporative Aufbau war gut für die Zeit von Hans Sachs, mein Lieber.

Aus der Kirche bin ich seit zehn Jahren draussen, seitdem die Pfaffen drängen, die Heimwehr zu bewaffnen, na, und deutsch? Meine Mutter war Italienerin, meine Grossmutter väterlicherseits Polin, so ähnlich geht es den meisten von uns; jeder zweite gute Österreicher hat einen oder zwei Juden in der Familie. Überhaupt, was heisst – ‚deutsch‘? Der Schuschnigg mit seinem – ‚Gutdeutsch, gut-österreichisch‘ verwirrt nur die Begriffe. Glauben Sie, ein Deutschschweizer würde sich jemals als – ‚Deutscher‘

bezeichnen? Sie sind Schweizer, und basta. Hitler weiss, dass er dort auf Granit beisst, und so hat er die Unabhängigkeit der Schweiz garantiert. Aber wir werden dran glauben müssen. –

– Vergessen Sie nicht, dass kein Schweizerbürger oder nur eine verschwindend kleine Minorität zu Deutschland will, bei uns gibt es wohl dreissig bis vierzig Prozent... –

– Ach, Unsinn! Was glauben Sie denn? Die machen nur soviel Radau, deswegen gibt es so aus: Der grösste Teil der Bauernschaft ist christlich, die Arbeiterschaft noch immer rot, der Klerus ist Antinazi, die Juden und Judenmischlinge, die in unserem Lande so zahlreich sind, dito, und ... –

Glücklicherweise läutete das Telephon, sonst hätte Hegner überhaupt nicht zu reden aufgehört. Jedesmal, wenn er kommt, spielt sich dasselbe ab. Er streitet mit Dr. Loewy, ereifert sich, steht auf und setzt sich wieder hin, redet, redet, und zwei Stunden später ruft er an: – Dr. Loewy, ich habe ganz vergessen, Sie um einen Vorschuss zu bitten. Der Gaskassier hat heute gedroht, die Geduld zu verlieren, und der Ober im Café bringt mir nur alte Zeitungen. Ich muss wieder einen Teil meiner Schulden zahlen. –

Und dann kommt er her, um den Vorschuss zu holen, politisiert und vergisst, ihn mitzunehmen. Ach, wie komisch sind doch Schriftsteller!

Der Anruf war für mich. Mitzi teilte mir mit, dass Franz amnestiert wurde. Er ist schon zu Hause. Ich versprach, morgen Abend zu kommen. Heute geht es nicht mehr. Fred hat Karten für die – Verlorene Melodie – genommen. Die wird im ABC, einer Kleinkunstbühne, gegeben. Wir ziehen die Kleinkunstbühnen den grossen vor, da hört man wenigstens Dinge, die einen angehen. Und die Zensur drückt manches Mal ein Auge zu. Neulich wurde in einer Kleinkunstbühne eine Parodie auf – Zehn kleine Negerbuben – gebracht. Es hiess – Zehn kleine Österreicher –. Immer verunglückt einer, so dass es immer weniger werden. Ich erinnere mich an einen Vers: – Fünf kleine Österreicher spielten einst Klavier; einer spielt die Wacht am Rhein, da blieben's nur noch vier –. Der vorletzte Vers hiess: – Von zwei kleinen Österreichern ging zur Beichte keiner. Einem hat man's angemerkt, da blieb nur noch einer. – Das Publikum klatschte begeistert, aber es war doch zu toll, und am nächsten Tage wurden die – Zehn kleinen Österreicher – verboten.

Hab' heute die ganze Zeit, während mir Dr. Loewy diktierte, an die Stenotypistinnen in der – Verlorenen Melodie – gedacht,

zweimal musste ich ausradieren. Ich wundere mich, dass ein Däne das Stück geschrieben hat, ich glaubte, dass nur bei uns die Menschen so leben in der ewigen Furcht, ihre Stelle zu verlieren und vor lauter Angst und Sorge die Melodie des Lebens vergessen. Zuerst, in der Jugend, da schaut man noch zuweilen durchs Fenster und hofft einmal hinaus zu können, nicht nur für Sonntag, nein, für ganz. Irgendwohin in die Ferne ziehen, über rauschende Bäche und Schneegebirge, und immer weiter und weiter. Dann vergeht Tag um Tag, man wird älter und weiss, dass man da bleiben muss und traut sich nicht mehr, von der – Melodie – zu träumen.

Jedes Plätzchen im Zuschauerraum war besetzt, und die Leute vergassen den Kaffee zu trinken, den sie doch bezahlen mussten. Die Mädchen fanden sich in den drei Fräulein Pokorny wieder. Eigentlich ist es immer ein und dieselbe Frau, als ganz junge, als nicht mehr ganz junge und als ältere. Die zwei jungen tanzen noch ein wenig in der Mittagspause, die Ältere setzt die Brille auf und strickt. Alle zittern vor dem Chef, auch der Buchhalter Franz Huber. Er ist es, mit den beiden Mädchen, der zuerst die Melodie hört. Und er sagt dem Chef Grobheiten und will auf und davon. Aber dann kommt seine Braut und die Schwiegermutter.

Die Braut weint, und die Schwiegermutter macht ihm Vorwürfe. Und er entschuldigt sich vor dem Chef, stopft sich von innen die Ohren zu, um die Melodie nicht zu hören, und heiratet. An den sechs Wochentagen addiert er lange Ziffernkolonnen, und am Sonntag kommen die Schwiegereltern zu Besuch.

Aber eines schönen Tages, da bricht es aus ihm. Und die junge Frau zieht aus, um für ihren Mann die verlorene Melodie wiederzufinden. Sie sammelt sie bruchstückweise, ein Fragment hört sie von einem spielenden Kind in der Vorstadt, ein anderes von einem jungen Arbeiter, der an die Zukunft glaubt. Ich weiss nicht, ob das auch für Österreicher stimmt. Bei uns wäre der Vater des Kindes arbeitslos, und der Hunger hätte die Melodie erstickt, der junge Arbeiter sässe aber im Gefängnis, wenn er Reden führt wie im Stück.

– Auch ich bin ein Franz Huber –, sagte Fred bitter, als wir nach Hause gingen. – So werde auch ich mein Leben verbringen. Alle meine Kollegen beneiden mich, dass ich als Jude noch eine Stellung gefunden habe. Und ich traue mich ihnen gar nicht zu sagen, wie mir hier alles zuwider ist. –

– Du bist noch jung –, sagte ich sehr unsicher, denn ich glaubte

ja selbst nicht an diesen dummen Trost. – In zehn Jahren kann sich hier alles geändert haben. –

– Es wird sich so ändern, dass ich arbeitslos werde, weil die Nazi kommen. Und dann kann ich hier verkommen oder im Auslande verhungern, wenn man mich ausserhalb meiner Heimat verhungern lässt, denn die meisten Staaten lassen wohlweislich unsereinen nicht hinein. Alles darf man im Leben, kleine Elli, merk dir das. Nur keine Niederlagen erleiden. –

Ich wollte ihn auf andere Gedanken bringen und fragte:

– Wollen wir Sonntag wieder nach Neuwaldegg, Fred? –

– Diesen Sonntag? Da spricht doch der Hitler um 1 Uhr. Nein, das will ich mir anhören. Er wird doch bestimmt etwas über Österreich sagen und über Berchtesgaden. Ich möchte wissen, was ich zu erwarten habe. –

Ja, und nachher wird er wieder halbkrank sein. Aber, was soll ich tun? Ich nahm ihm nur das Versprechen ab, dass er gleich nachher zu mir kommt, länger als zwei Stunden redet doch der Hitler nicht, und dann kann man noch immer für ein paar Stunden hinaus.

19. Februar.

Gestern war ich bei meinem Bruder in Heiligenstadt. Sie wohnen im grossen Gebäudekomplex – Karl-Marx-Hof –, der nach dem Februar 1934 in – Heiligenstädterhof – umgetauft wurde. Aber kein Mensch nennt es so. Auch beim Lösen der Fahrkarte sagen alle zu dem Schaffner: – Bis zum Karl-Marx-Hof. –

Es waren wie immer ein paar Leute bei Franzi, meist Amnestierte. Sie freuten sich aber gar nicht über die neugewonnene Freiheit, sie redeten aufgeregt durcheinander, denn der eine hatte die Nachricht gebracht, dass zwei Februarkämpfer von der Amnestie ausgeschlossen wurden. Der eine ist ein Goldarbeiter, Richard Gross, ein gewesener Vertrauensmann von Floridsdorf, der zwei Spitzel erschossen hat. Die Spitzel, ein Ehepaar, lauerten ihm auf, als er nach der Niederlage das Maschinengewehr, mit dem die Schutzbündler eine Zeitlang die Jedlersdorferstrasse abgesperrt hatten, in einem Friedhof vergraben wollte. Gross wurde zum Tode verurteilt und dann zu lebenslänglichem Kerker begnadigt. Gewiss, er hat zwei Menschen erschossen, aber schliesslich hat Schuschnigg doch alle Nazi, selbst die Dollfuss-

und Fememörder, die nicht aus Notwehr getötet haben wie Richard Gross, auf freien Fuss gesetzt. Der zweite, der nicht begnadigt wurde, ist ein Linzer namens Holler. Man legte ihm zur Last, einen Wachmann während der Februarkämpfe erschossen zu haben. Später stellte es sich heraus, dass er gar keine Pistole gehabt hatte; den Wachmann hatte ein anderer erschossen und der wurde auch verurteilt. Aber der arme Holler sitzt trotzdem noch immer und ist auch nicht freigegangen.

– Ihr seid ja auch nur auf Urlaub –, sagte Poldi, Franzis Freund, und sah die Amnestierten einen nach dem andern an. – Bildet euch ja nicht ein, dass ihr lange draussen bleibt. Der Schuschnigg hat euch bloss rausgelassen, damit ihr ihm helft, gegen die Braunen zu kämpfen. –

– Also, das tät ich net –, sagte Mitzi und furchte zornig die Brauen, – nein, dazu geben wir uns net her, die Herren Vaterländischen zu schützen. Sie sollen jetzt sehen, wohin ihre herrliche Dollfusstrasse geführt hat: auf geradem Wege akkurat ins Dritte Reich. –

– 's ist schon was dran –, sagte Poldi, – auch im Betrieb bei uns ist die Stimmung ähnlich. Die Vertrauensmänner der IFG (Illegale Freie Gewerkschaft) haben jetzt eine Unterschriftenaktion für die Unabhängigkeit Österreichs eingeleitet. Da hat es viele Diskussionen gegeben. –

– Das glaube ich –, höhnte Mitzi, – für meine Unterdrücker soll ich die Unterschrift hergeben – nein, das tu ich nie und nimmer. –

– So darfst du das nicht auffassen –, meinte Poldi ruhig. – Unsere Resolution enthält eine sehr klare Definition der politischen Forderungen der Arbeiterschaft. Wir wollen den Herren deutlich machen, dass sie auf uns nur rechnen können, wenn sie uns nicht schlechter behandeln als die Nazi. Ihnen hat man volle Freiheit der Gesinnung, der Propaganda und des Kampfes für die Gleichschaltung Österreichs gegeben, wir verlangen dieselben Rechte, um seine Unabhängigkeit zu verteidigen. –

– Wird euch alles nix nützen, – sagte Mitzi. – Der Schuschnigg hasst euch viel mehr als die Nazi. Bevor er euch Zugeständnisse macht, lasst er lieber den Hitler rein. Wisst ihr nicht mehr, wie er g'sagt hat: ‚Wir sind nicht braun und schon gar nicht rot‘. Also doch eher braun als rot. Da habt ihr's. –

– Schon, schon, aber jetzt sitzt er halt im Dreck. Der Hitler hat ihn beim Wickel gefasst. Jetzt wird er nicht mehr so hoch singen. –

– Dem Dr. Seyss-Inquart, einem aktiven Nazi, hat er das Innen-

ministerium ausgeliefert. Und wir sollen mit dem zufrieden sein, dass der Watzek zum Staatssekretär für Arbeiterschutz ernannt wurde? Überhaupt, wer ist der Watzek? Seit dem Februar liegt er auf dem Eis. –

– Er liegt nicht auf dem Eis, er hat sich gleichgeschaltet –, sagte Franzi.

– Da habt ihr's. Ich tat mich mit den Herren nicht einlassen, das sage ich euch. –

– Recht hast, Mitzerl I – nickte die Resi-Tant' und klapperte drohend mit ihren Stricknadeln. – Verbrecher sans' alle miteinander. Alles haben sie zerstört, was man aufgebaut hat durch Jahre und Jahre. In den Zeitungen, den unsrigen, schreiben Pfaffen und Generäle drin. Die Bibliotheken haben sie uns g'stohlen, die Heime, die Naturfreundehöhlen. Jetzt können Burschen und Mädels draussen schlafen, wann sie kein Zelt haben, denn zu den inneren gelben ‚Bergfreunden' geht keiner. –

– Das stimmt alles –, sagte Poldi, – aber wir müssen uns klar sein, dass der Nationalsozialismus der Vollfaschismus ist und viel gefährlicher als der schlamperte klerikale Austrofaschismus. Wir würden also keineswegs einen guten Tausch machen. Gewiss, wir stehen nicht auf dem Standpunkt des kleineren Übels, das hat denen im Reich schlecht genug bekommen. Wir kämpfen für unsere Rechte, für unsere Freiheit gegen den Hitler, aber auch gegen die Schwarzen. – Die haben jetzt Schiss bekommen –, lachte Franzi. – Wie schlecht muss es ihnen gehen, wenn der Schmitz schon unsere Vertrauensmänner zu einer Besprechung einlädt. Stimmt das, Poldi? –

– Ja, das stimmt. Das hat er sich auch nicht träumen lassen, als er von Dollfuss zum Bürgermeister ernannt wurde statt unserem Seitz. –

– Na, da könnt' ihr ihm gleich das Liedchen vorsingen, das man im Feber ihm zu Ehren g'macht hat –, schlug Mitzi vor.

– Was denn für welches? –

– Das der Hansl aus dem Kindergarten g'bracht hat:

Schmitz, du hast die Stadt gestohlen,

Gib sie wieder her,

Sonst wird dich der Schutzbund holen

mit dem Schiessgewehr. –

Alle lachten.

– Bei einer Versammlung vom Gewerkschaftsbund, da hat einer

dazwischengefunkt –, erzählte Karl, Mitzis Bruder. – Wie der Redner gerade dabei war, den Arbeitern Honig ums Maul zu schmieren mit dem ‚sozialen christlichen Staat‘ – bei den Nazi heisst es der ‚deutsche christliche Staat‘ – da ruft einer plötzlich von rückwärts: ‚Wo sind unsere elf Gehenkten?‘ Jöh, ist der Bonze knallrot ’worden, wollt’ weiter sprechen, ’s hat ihm gründlich die Red verschlagen. Nicht drei Minuten hat es gedauert und er ist mitsamt seinem dicken Wanst vom Podium heruntergekugelt. –

– So ist es recht –, sagte Mitzi, – die Herrschaften sollen nicht glauben, dass wir unsere Ermordeten vergessen haben. Nein, wir haben nichts vergessen, auch wenn wir jetzt vielleicht mit Schuschnigg kämpfen werden. Aber der Tag der Abrechnung wird auch für die Schwarzen kommen. –

Alle nickten und wurden still. Draussen dämmerte ein vorzeitiger Vorfrühlingsabend. Hinter der Strasse lag die Anhöhe, die hinüber nach Döbling führt, in leichtes Grau gehüllt. Mitzi erhob sich, trat vor das Fenster und blickte lange hinaus, auf diese Anhöhe, von der aus im Februar vierunddreissig Maschinengewehre der Exekutive Feuer gegen die Mauern des Karl-Marx-Hofes geschleudert hatten.

20. Februar 1938.

Niemals hätte ich gedacht, dass ein Mensch so lange brüllen kann. Ich habe das Radio abgestellt, weil mir die Ohren weh taten, aber aus den Lautsprechern der Nachbarn konnte ich fast jedes Wort verstehen. Manches Mal sagte er Dinge, dass ich einfach vor den Kopf geschlagen dastand, zum Beispiel die Zahl der Toten der Nazigegner käme nicht einmal der Hälfte der vorher von ihnen ermordeten Nationalsozialisten gleich. Wenn man bedenkt, was sie bei uns in Österreich allein an Bomben geworfen haben! Ich erinnere mich an einen Fall, der auf mich einen besonders starken Eindruck gemacht hat: Durch eine Höllenmaschine hat ein kleines Kind sein Augenlicht verloren. Und den Dollfuss haben sie schliesslich auch umgebracht. Alle wissen das genau, aber keiner widerspricht ihm, alle klatschen nur Bravo. Was geschähe, wenn einer aufstünde und sagte: ‚Herr Reichskanzler, Sie lügen!‘? Wahrscheinlich würde man ihn in Stücke reissen.

Ich habe das Fenster geschlossen und aus dem Sack für

Schmutzwäsche meine Strümpfe genommen. Wenn ich heute keinen Ausflug mache, so will ich zumindest etwas Nützliches tun. Ich gehe in die Küche, um Wasser aufzustellen. Durch das offene Fenster höre ich den Hitler fürchterlich schimpfen: – Minderwertige Schwindler, Völkerbetrüger und Kriegshetzer. – Damit meint er die ausländischen Journalisten. Er will, dass England und Frankreich der Presse verbieten, an Deutschland Kritik zu üben. Ich nehme etwas Persil und löse es im heissen Wasser auf, schlage es mit einem Küchenlöffel zu Schaum. – Deutschland ist entschlossen, sich in seinem Interesse und in seinen Ansprüchen eine weise Beschränkung aufzuerlegen. – Na, das ist doch sehr gut, damit meint er bestimmt Österreich. Also hat Herr Dr. Loewy recht, wenn er sagt, dass hier nichts passiert. Ob Fred das gehört hat? Er hört Radio zu Hause, zusammen mit seiner Schwester, für die er so eine Angst hat. Warum Alice nicht verreisen will? Wahrscheinlich hat sie einen, ich muss Fred fragen. Sie behauptet, noch nicht mit ihrer Zahnbehandlung fertig zu sein. Aber in Zürich und Paris gibt es auch Zahnärzte. Gewiss, man kennt sie nicht, wie leicht kommt man zu einem Pfuscher. – Für die Zusammenarbeit mit anderen Mächten hat Deutschland viele und, wie wir glauben, wertvolle Beiträge geleistet. – Alle Leute sagen, gerade das Gegenteil sei wahr. – Die Sympathie, die Benito Mussolini in Deutschland genießt, gehört daher einer Erscheinung von säkularem Ausmass. – Neulich erzählte Dr. Guggenheim einen neuen Witz aus Berlin. – Kennen Sie die Telephonnummer Mussolinis? – fragt ein Berliner. Und die Antwort lautet: – Bleibtreu 1914. – – Bleibtreu – ist eines der Telephonämter Berlins. Nun kommt wieder – niederträchtigste, internationale Lügenfabrikanten –, – internationale Pressehetze – . Dr. Guggenheim behauptet, dem Hitler sei es gar nicht unangenehm, wenn man ihn in der ausländischen Presse angreift, er hätte sonst keine Handhabe, auf die Westmächte zu schimpfen.

– Allein zwei der an unseren Grenzen liegenden Staaten umschliessen eine Masse von über zehn Millionen Deutschen. –

Da haben wir's. Jetzt hat er's gesagt. – Schutz jener deutschen Volksgenossen, die aus eigenem nicht in der Lage sind, sich an unseren Grenzen das Recht einer allgemeinen, menschlichen, politischen und weltanschaulichen Freiheit zu sichern. –

Meint er unsere Nazi oder die Sudetendeutschen? Armer Fred! Er regt sich sicherlich furchtbar auf. Und nun erzählt der Hitler, wie er Schuschnigg auf den Obersalzberg nach Berchtesgaden bat

– bat, sagt er, um die – Missverständnisse und Hindernisse für eine endgültige Aussöhnung beiseite zu räumen – . Eine endgültige Aussöhnung? Dann wird er also nichts weiter unternehmen? – Der Gedanke und die Absicht waren dabei, eine Entspannung unserer Beziehungen dadurch herbeizuführen, dass dem nach seiner Auffassung und Weltanschauung nationalsozialistisch denkenden Teil des deutschösterreichischen Volkes im Rahmen der sonst gültigen Gesetze die gleichen Rechte gegeben werden, wie sie auch den anderen Staatsbürgern zustehen. – Was für Rechte stehen den anderen Staatsbürgern zu? Die Legitimisten dürfen sich versammeln und haben auch ihre Presse, das ist wahr. Aber die Roten haben gar nichts. Vielleicht meint er, die Nazi sollen so behandelt werden wie die Legitimisten?... – Mögliche politische, personelle und sachlich-wirtschaftliche Zusammenarbeit. – dann soll er die Deutschen nach Tirol und ins Salzkammergut lassen und ihnen erlauben, ihre Zahlungen an die österreichischen Kunden zu leisten. Aber das tut er nicht, zu Fleiss, damit unsere Wirtschaft zugrunde geht und er sich dann als der Retter aufspielen kann. –

Ich möchte an dieser Stelle vor dem deutschen Volk dem österreichischen Bundeskanzler meinen aufrichtigsten Dank aussprechen für das grosse Verständnis und die warmherzige Bereitwilligkeit, mit der er meine Einladung annahm. – Gott, und alle erzählen, wie der Schuschnigg nach allen Seiten telefonierte, um nicht fahren zu müssen! Nein, es lohnt sich nicht, diese Rede anzuhören. Und nun ist es schon gleich vier, wir kommen nicht mehr hinaus!

Ich hänge die Strümpfe auf und gehe in mein Zimmer. Die Sonne scheint so hell und warm, aber auf der Strasse sieht man keinen Menschen, die Elektrischen fahren fast ganz leer. Alle Leute sitzen zu Hause und hören sich die Hitlerrede an, die einen mit Hoffnung und Freude, die anderen aber, die meisten, mit Angst und Bangen. Es ist nicht das, was er sagt, aber wie er es sagt! Wie einer, der alles darf, der keine Hindernisse kennt, keine Hemmungen. Wie wird das alles enden? Ich glaube, er ist fertig, jetzt brüllt eine andere Stimme, dann ist es still. Bald muss Fred kommen. Ich decke den Teetisch, nehme meine schönste Decke heraus, ordne die Blumen der Vase. Das ist das einzige, was ich für dich tun kann, Armer! Franzi, mein Bruder, weiss, wofür er leidet, und deswegen bleibt er aufrecht und stark, ja, er kämpft für eine Sache, an die er glaubt. Aber Fred? Sein einziges Verbrechen ist, dass er geboren wurde.

Die Strassen beleben sich wieder. Gruppen aufgeregter Menschen gehen vorbei. Schreien sie nicht – Heil Hitler! – ? Jawohl, und sie strecken einander den Arm entgegen, als wären sie schon die Herren!

Es klingelt. Das ist Fred. Er steht vor der Tür, die Schultern hochgezogen wie ein verprügelter Hund. Ich kann das nicht sehen! Ich kann das nicht sehen!

21. Februar 1938.

Heute früh schickte mich Dr. Loewy zum Drucker mit dem Manuskript von Hegner, unser Laufbursche war einkassieren gegangen. In der Lastenstrasse holte die Elektrische eine Gruppe junger Leute ein, die – Heil Hitler! – brüllten. Nur sehr wenige Passanten hoben den Arm zum Gruss. In der Elektrischen machten die Leute Witze, dass das Polizeiaufgebot fast grösser sei als die Zahl der Lausejungen. Die Polizisten gingen brav einher, beteiligten sich zwar nicht an der Demonstration, störten aber auch die Demonstranten nicht. Ich glaube, es waren lauter Studenten. Ein Mann erzählte, gleich gestern nach der grossen Hitlerrede hätten die Nazi begonnen, sich wieder zu rühren und ihre alten Rufe aufzuwärmen: – Ein Volk, ein Reich – und – Juda verrecke – . Sie zogen in die Taborstrasse, die Judenstadt, und warfen Fensterscheiben ein. Damit wollten sie sich auch dafür rächen, dass ein Jude und ein Graf neulich die Scheiben im deutschen Reisebüro mit dem grossen Hitlerbild zerschlugen. Als ich dann über den Kai zurückfuhr, da sass wieder so ein Kerl mit Hakenkreuz im Wagen. Neben mir hockte ein alter Jude im Kaftan; unter seinem Schlapphut guckten Schläfenlocken hervor. Am Schwedenplatz stieg ein Mann ein, das rot-weiss-rote Bändchen an der Uniform, es war einer von dem Sturmkorps der VF (Vaterländischen Front). Als er das Hakenkreuz erblickte, ging er schnurstracks auf den Nazi zu und sagte:

– Geben Sie das Abzeichen herunter, wir sind in Österreich! –

– Eben drum –, antwortete der Braune und lachte dem Sturmkorpsler ins Gesicht. Da streckte der die Hand aus und riss das Hakenkreuz herunter. Der Nazi sprang auf und hieb ihm eins ins Gesicht, und einen Augenblick später schlugen die beiden wie irrsinnig aufeinander ein. Der Nazi war kleiner und schwächiger und sichtlich im Nachteil. Er sah sich verzweifelt um, ob nicht

einer der Fahrgäste ihm zu Hilfe käme; aber die meisten drängten sich ängstlich zum Ausgang, und die paar anderen, darunter der Jude im Kaftan, sahen voller Schadenfreude auf die Schlägerei. Als der Nazi aus der Nase zu bluten begann, da liess er auch den Stolz beiseite und brüllte jämmerlich um Hilfe. Vergebens versuchte der Schaffner zu vermitteln – der Kleine lag schon am Boden.

Auf einmal sprangen ein paar Burschen in den Wagen, einige davon stürzten sich auf den Sturmkorpsler, andere wieder auf den Nazi. Es wurde eine richtige Schlägerei; ich wunderte mich, dass keine Scheibe dabei kaputt ging.

Endlich kam die Wache und jagte mit gezogenem Gummi-knüppel Vaterländische und Braune hinaus. Es war höchste Zeit, hinter uns stand bereits eine ganze Kolonne Wagen, die Fahrgäste hatten sich um uns versammelt und schimpften auf das Leben, das so unruhig geworden war, wagten aber kein Wort gegen die Nazi noch gegen die Vaterländischen. Endlich gab der Schaffner das Zeichen, und wir fuhren ab. Im Wagen blieben der Jude im Kaftan, ein junger Mensch, auch Jude vermutlich, und ich. Plötzlich wandte sich der junge Mann an den Juden und sagte: – Sie brauchen jetzt auch nicht gerade im Kaftan herumzulaufen bei diesen Zeiten! Sie provozieren doch die Leute. – Da kniff der Alte seine roten, entzündeten Äuglein zu und sagte gelassen:

– Man hat uns zweitausend Jahre verfolgt, und wir haben's überstanden. Wir werden auch noch den Hitler überstehen. –

Ich sah diesen kleinen, unappetitlichen Mann im fettigen Kaftan an und dachte, wie komisch, dass es Helden gibt, die so ausschauen. Ja, unsere assimilierten Wiener Juden haben auf diese Kaftanmänner immer herabgeblickt, und nun sind diese doch die Stärkeren. Sie leben noch immer im Alten Testament und sind felsenfest überzeugt, dass der Herrgott sie aus der Gefangenschaft herausführt und ihre Feinde vernichtet. Und alles Leiden, das man ihnen zufügt, beugt ihre Seele nicht, denn sie fühlen sich eins mit dem Allerhöchsten, und ihre Peiniger sind für sie nur die Plage, derer sich der Herr bedient, um sie zu züchtigen. Ja, fast wünschte ich heute, Fred wäre auch so ein Kaftanjude, wenn er schon nicht sein kann wie mein Bruder, der Kampfhahn.

Abends, als ich nach Hause kam, sah ich in der Küche Licht. – Die Frau Doktor kocht sich einen Tee –, dachte ich und ging hinein, um ihr guten Abend zu sagen. Sie stand am Rechaud und sah geistesabwesend auf das Wasser, das zischend Blasen schlug!

– Frau Doktor, sehen Sie denn nicht: Ihr Wasser kocht! –

Da hob sie den Kopf, und ich merkte, dass sie rotgeweinte Augen hatte.

– Herr Nikitin lässt Sie grüssen und wünscht Ihnen und Ihrem Freunde alles Gute –, sagte sie, mit einer Stimme, die sichtlich bemüht war, ruhig zu klingen.

– Herr Nikitin ist weggefahren? Warum denn so rasch? –

– Er meint, dass es hier nicht mehr lange dauern wird. Ja, aber dann sind wir getrennt, für immer. Er wird nicht mehr herkönnen, und ich kann ihn ja auch nicht besuchen. –

Sie wischte sich die Augen, goss Wasser in die Kanne und sagte:

– Meine einzige Hoffnung ist, dass es dem Schuschnigg gelingt, sich im Auslande Sicherungen zu verschaffen. Donnerstag hält er seine grosse Rede, da werden wir hören. Allein können wir nicht kämpfen, noch dazu mit dem Feinde im Rücken. – Sie seufzte, stellte Brot und Butter bereit und fuhr fort:

– Und die Regierung ist leider unvernünftig und sieht noch immer nicht, was es geschlagen hat, und dass sie sich mit ihrem autoritären Kurs selbst die Grube gräbt. Heute gab es eine furchtbare Aufregung im Betrieb. Die Vertrauensmänner haben Resolutionen gefasst, dass sie den Schuschnigg unterstützen wollen, wenn er ihnen Gesinnungs- und Organisationsfreiheit gibt.

Diese Resolutionen wurden dem Präsidenten des Gewerkschaftsbundes, Staud, vorgelegt. Was macht nun dieser kluge Politiker? Er beruft eine Sitzung der legalen Gewerkschaftler ein, die die von den Betriebsvertrauensmännern vorgeschlagene Resolution wesentlich abändern. Die Gewerkschaftsobmänner liessen zwar den Satz stehen, dass die Arbeiter bereit sind, ‚den Kampf für die Erhaltung eines freien und unabhängigen Österreichs, in dem sie selbst frei und unabhängig sind, zu führen‘. Aber sie fügten einen Schlusssatz hinzu, in dem es heisst: ‚Die Arbeiter und Angestellten stehen geschlossen hinter dem Bundeskanzler für ein unabhängiges, freies, soziales, christliches und deutsches Österreich.‘ In dieser veränderten Fassung wurde die Resolution den Betrieben zurückgeschickt und die Arbeiterschaft aufgefordert, die Resolution zu unterschreiben.

Die Leute waren ganz aus dem Häuschen, als sie das sahen. Manche wollten ‚christlich‘, manche ‚deutsch‘ streichen, andere fügten Zusätze und Vorbehalte hinzu. Vor allem stiess der Schlusssatz auf Widerspruch. Die meisten weigerten sich, das Vertrauensvotum für Schuschnigg zu unterschreiben, wollten gegen die Nazi kämpfen,

aber nicht für Schuschnigg und nicht für die klerikale Diktatur. In andern Betrieben wird es wohl ähnlich zugegangen sein. –

– Und wie haben Sie sich dazu gestellt, Frau Doktor? – fragte ich. – Das würde mich sehr interessieren, das heisst, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, mir das zu sagen. –

– O nein, es ist mir durchaus nicht unangenehm. Aber Sie wissen doch, dass wir Angestellten noch unsere eigenen Probleme haben. Unsere Leitung von Dollfuss' Gnaden ist von einem nur dürftig getarnten Braun, und nun legt sie auch die Tarnung ab: stellen Sie sich vor, die Leute haben die Sammlung der Unterschriften für den Gewerkschaftsbund mit der Begründung abgelehnt, dass sie den ‚deutschen Frieden‘ gefährde. Statt ihrer legten sie eine Resolution vor, die das Abkommen von Berchtesgaden begrüsst. Überdies organisierten die Nazi eine Protestaktion, indem sie telegraphisch vom Bundeskanzler die Abberufung des Präsidiums des Gewerkschaftsbundes forderten, weil er durch die Unterschriftensammlung für seine Resolution das Abkommen von Berchtesgaden zu sabotieren versucht habe! Staud soll seinerseits die Unterschriftensammlung für die Naziresolution bereits verboten haben, aber bei uns haben schon alle unterschrieben ... ausser mir. –

– O, Frau Doktor, das finde ich schön von Ihnen, dass Sie nicht unterschrieben haben. Aber wird Ihnen das nicht schaden? –

– Ach, wenn das meine einzige Sünde wäre! Ja, nun ernten die Vaterländischen den Lohn für ihre Politik! Sie haben geglaubt, sie halten ihre Bürger und Bauern davon ab, zu den Nazi überzulau-
fen, wenn sie die Arbeiterschaft niederwerfen wie Hitler. Aber es hat ihnen nichts genützt, die Nazi sind Nazi geblieben, und sie selbst haben sich der wichtigsten Stütze gegen sie beraubt.

Allmählich beginnen sie ja, die Lage zu erkennen, deswegen haben sie die Roten amnestiert und bei der Bildung der neuen Regierung einen alten Freigewerkschafter, den Adolf Watzek, zum Staatssekretär für Arbeiterschutz ernannt. Aber das ist nur ein schwaches Gegengewicht gegen Seyss-Inquart. –

– Ja, und überdies wird er von den Unsrigen gar nicht anerkannt. Haben Sie gehört, Frau Doktor, wie sich das abgespielt hat mit dem Watzek, als man ihn zum Schuschnigg holte, um ihn in Amt und Würden einzusetzen? Der Beamte kam in der Nacht, und der arme Watzek war vollständig überzeugt, dass er nun verhaftet werden sollte. Er wiederholte immer wieder: ‚Aber warum denn? Aber warum denn? Ich habe doch nicht illegal gearbeitet!‘

Und dann sagte er zu seiner Frau, sie solle ihm ein Nachthemd und seine Zahnbürste mitgeben. So trat er, mit Nachthemd und Zahnbürste unter dem Arm, vor die vereinigte Regierung! –

Die Frau Doktor lachte. – Ja, wissen Sie, was das Erstaunlichste ist: dass mitten in den grössten Ereignissen der Weltgeschichte die kleinen Dinge nicht aufhören. Heute nachmittag, bevor wir zur Bahn fahren –, ihre Stimme senkte sich wieder, – war mein Freund in heller Aufregung, weil er sein Zigarettenetui nicht finden konnte.

Kaum sassen wir im Auto, begann er nach seiner Brille zu suchen. Den ganzen Weg lang suchte er nach seiner Brille. Ja, aber vielleicht war seine Vergesslichkeit ein unbewusster Selbstschutz, so spürten wir den Schmerz der Trennung weniger. –

– Könnten Sie nicht nach Russland zurückgehen, Frau Doktor? – fragte ich. – Es ist doch Ihre Heimat. –

– Ja, aber meine Eltern sind seinerzeit emigriert. Und überhaupt bekommt man kein Visum. Es gibt wohl kaum ein Land, das gegen die Emigranten so wenig gastfreundlich ist wie die Sowjetunion, trotzdem Arbeit genug da wäre für sämtliche Emigranten der ganzen Welt. Sibirien ist ganz spärlich bevölkert, jungfräuliches Gebiet, es fehlt an Ärzten, an Chemikern, an Agronomen, an Architekten und Ingenieuren, wenn man Asien richtig auf die Höhe europäischer Zivilisation bringen wollte. Aber man fürchtet Spionage, Sabotage, Trotzkismus, weiss ich was – und so müssen selbst Sozialisten in kapitalistischen Ländern Zuflucht suchen. –

Sie sah mich an und sagte leise:

– Deswegen sind wir so unglücklich, mein Freund und ich. Wenn man glauben könnte an das, was dort geschieht – dann würde man dieses Leben hier leichter ertragen. Die Opfer der Französischen Revolution waren furchtbar – schliesslich wurde auch ein Chenier, ein Lavoisier guillotiniert. Aber sie waren nicht vergeblich; aus den Trümmern der Despotie, aus dem Blut der Hingerichteten erhob sich ein starkes, selbstbewusstes und freies Volk. Wenn Sie dort dem behäbigsten Bourgeois verbieten wollten, seine Zeitung zu lesen oder seinen Redner anzuhören, dann würde er Ihnen die Laternen auf der Strasse umlegen. Bei uns hier ist es umgekehrt. Je lauter einer uns anbrüllt, desto mehr imponiert er uns. –

– Das ist nicht wahr! – schrie ich plötzlich – ich hatte gar nicht gewusst, dass ich so eine laute Stimme haben kann. – Wie dürfen

Sie das sagen, Frau Doktor? Sie waren nicht in der Nacht auf den 11. Februar im Karl-Marx-Hof, aber ich war dort, bei meiner Schwägerin Mitzi. Und mein Bruder hat mit den andern Schutzbündlern aus den Dachluken geschossen, aber die anderen hatten Maschinengewehre, und so waren sie die Stärkeren. Und jetzt kämpfen Tausende und Tausende für die Freiheit, alle Gefängnisse sind voll, und elf Leute haben sie uns hingerichtet. Das sehen Sie alles nicht, Frau Doktor, Sie bewundern die französischen Revolutionäre, von denen Sie gelesen haben, aber was hier vor Ihren Augen geschieht, das sehen Sie nicht, denn Sie sind eine Intellektuelle, Frau Doktor, und eine Fremde. –

Ich drehte der Frau Doktor den Rücken, damit sie nicht sehen sollte, wie ich heulte. Vor Wut, natürlich. Sie wurde auch ganz gerührt, wie damals Nikitin mit Fred, und sagte mir lieb, mit ihrem drolligen russischen Akzent, dem kräftig gerollten – r – und den weichen Mitlauten:

– Verzeihen Sie, Agnes, ich wollte Ihre Landsleute nicht beleidigen. Ich weiss, dass es auch hier viel Heldentum gibt, was ich gesagt habe, gilt mehr für Deutschland als für Österreich. –

Aber auch das wollte ich nicht gelten lassen.

– Auch in Deutschland werden Leute täglich eingekerkert, in Konzentrationslager geschleppt und mit dem Beil hingerichtet um ihrer Gesinnung willen. –

– Aber siebzehn Millionen Deutsche haben doch seinerzeit, bei feien Wahlen, für Hitler gestimmt –, sagte die Frau Doktor ziemlich kleinlaut. – Gut, sie waren ruiniert, wirtschaftlich herunter und erhofften sich eine Besserung von den Nazi. Aber das beweist nur, dass ein grosser Teil des deutschen Volkes bereit ist, Freiheit gegen Brot einzutauschen. –

– Nein, auch das ist falsch! Sie fühlten sich von der Entente in ihrer nationalen Ehre gekränkt. Der Vertrag von Versailles ... –

– Dem der Vertrag von Brest-Litowsk vorangegangen ist, vergessen Sie das nicht, Agnes. –

– Frau Doktor –, sagte ich. – Ich bin doch keine Nazi, das wissen Sie, das kann ich schon wegen Fred nicht sein und wegen meines Bruders Franz. Aber glauben Sie mir, ich begreife es, wenn die Leute schliesslich eine Wut haben und sagen, sie hätten keine Lust mehr, eine Kolonie Italiens zu sein. –

– Na, und wenn der Hitler kommt, dann sind sie eine Kolonie Deutschlands, denn zwischen Deutschen und Österreichern besteht doch noch ein gewaltiger Unterschied. –

Das gab ich zu, und damit gingen wir auseinander. Ich war aber zu aufgeregt, um zu schlafen, und so nahm ich mir einen Band Goethe vor. Nicht um zu lesen, ich wollte das Schicksal befragen. Das macht man so: Man schlägt das Buch an einer beliebigen Stelle auf und tippt mit geschlossenen Augen auf eine Zeile: das ist dann die Antwort auf die Frage, die man gestellt hat. Zuweilen kommt ein Quatsch heraus, aber zuweilen doch etwas ganz Vernünftiges. Einmal haben wir uns krank gelacht, Fred und ich, als wir wegen unserer Zukunft anfragten (dazu nehmen wir immer den Goethe, er ist der klügste Schriftsteller). Da hiess es für mich: – Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen ist Ruhm und Pflicht. – Ja, ich muss noch heute lachen, wenn ich mir Fred als – rauhen Gatten – vorstelle!

Ich schlug also den Goethe auf mit der Frage: – Was wird sein? – Ich meinte jetzt nicht nur mich und die Meinigen, sondern uns alle Österreicher. Ich schloss die Augen, versuchte mich zu konzentrieren und hielt mit dem Finger eine Zeile fest.

Nein, das glaube ich nicht, da irrt sich Goethe aber ganz gewaltig! Wenn er recht hätte, da wäre die Arbeit umsonst, und der Kampf um eine bessere Zeit und die vielen Opfer. Dann möchte ich überhaupt nicht leben, wenn ich Ihnen glauben müsste, sehr geehrter Herr von Goethe. Vielleicht haben Sie Pech gehabt, vielleicht gab es in Ihren hohen Kreisen viele Schufte, und nun beurteilen Sie alle Menschen danach. Gute Nacht, Herr Minister von Goethe, jetzt ist es aus zwischen uns; ich werde Sie niemals mehr um etwas fragen, denn wir verstehen uns nicht. Auch mit dem – rauhen Gatten – stimmt es nicht, ein andermal nehme ich mir den Maxim Gorki oder einen anderen Dichter aus dem Volke, der so denkt wie ich.

Jetzt hätte ich fast vergessen aufzuschreiben, was das Schicksal – nein, nein, der Herr von Goethe mir auf meine Frage verkündet hat:

– Übers Niederträchtige
Niemand sich beklage,
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage. –

Herr Guggenheim hat mir einige Briefe an unsere ausländischen Vertreter diktiert, darin bittet er sie, unsere Aussenstände vorläufig nicht zu überweisen. Also scheint Dr. Loewy doch nicht mehr so zuversichtlich zu sein wie früher. Er hat sich in seinem Büro eingeschlossen, empfängt niemand, nur Herr Guggenheim darf zu ihm hinein, sie reden stundenlang mit gesenkter Stimme. Gerade, als ich dabei war, den Brief an den englischen Herrn fertigzutippen, kam Hans, unser Bürodienner, und sagte, draussen sei eine Frau, die mich sprechen wolle. Wie erstaunt war ich, als ich meine Schwägerin Mitzi erkannte! Sie hat eine Bedienung in der Nähe unseres Verlages, aber bis jetzt ist es ihr nie eingefallen, mich zu besuchen.

– Ich muss dich etwas fragen –, sagte sie, – hört uns niemand? –

– Also ist sie doch nicht uneigennützig hergekommen –, dachte ich und zog sie in unser Sprechzimmer.

– Könntest du ein paar Sachen aufheben – nur einige Tage lang, bis sie abgeholt werden? Bei dir suchen sie sie nicht, du warst ja nicht politisch aktiv. –

– Gewiss –, sagte ich und überhörte den Vorwurf, – willst du sie mir heute bringen? –

– Nein, heute geht es nicht, ich komme morgen her. – Sie schwieg einen Augenblick, dann setzte sie hinzu: – Der Franz ist ganz aus dem Häuschen, weil sie ihm verboten haben zu arbeiten. –

– Wer denn? –

– Na, die von der Partei. Die Amnestierten sollen sich nicht exponieren. Sie glauben nicht, dass noch was zu machen ist, so wollen sie die Leute schonen und für später retten. Ja, die Nazi sind auch gar zu frech 'worden. Am Sonntagabend haben sie ‚Pfui Schuschnigg!‘ gerufen und vor der Vaterländischen Front am Hof demonstriert. Einer Frau, die ‚schwarze Verbrecherbande!‘ brüllte, sagte ein Funktionär der VF.: ‚Halten Sie den Mund!‘ Darauf wies ihn der Wachmann zurecht. –

Wieder schwieg sie, dann fügte sie hinzu: – Sie haben auch allen Grund, so siegesgewiss zu sein. Gleich nach der Regierungsumbildung ist der Seyss-Inquart zu dem Hitler gefahren, um weitere Direktiven zu holen, und hat telegraphisch die braune ‚Essener Nationalzeitung‘, die die Polizei beschlagnahmt hatte, wieder freigegeben. Und der Hitler in seiner Rede hat

mit keinem Wort Österreichs Unabhängigkeit erwähnt. –

– Ja, das ist mir auch aufgefallen –, sagte ich.

– Gestern demonstrierten die Studenten vor der Uni und der Technik. Und in Graz marschierten am Samstag 10.000 Nazi, die Polizei war nirgends zu sehen, SS und SA versahen den Ordnungsdienst. Mein Bruder Karl erzählt, dass die Leute in den Betrieben furchtbar aufgeregt sind, es werden Konferenzen abgehalten, die Arbeiter protestieren dagegen, dass die Nazi unter dem Schutz der Polizei demonstrieren. Unsere Betriebsvertrauensmänner waren bei Staud und verlangten, den Bundeskanzler persönlich zu sprechen, auch eine Aussprache zwischen der illegalen Freien Gewerkschaft und den offiziellen Bonzen sollte heute stattfinden, aber ich höre, dass auch der Staud wie der Schuschnigg ‚keine Zeit‘ hat. Die Herren werden so lange für unsereiner keine Zeit haben, bis es für sie selbst zu spät ist. Und jetzt kommen noch die Streitigkeiten zwischen den Unsrigen und den Kommunisten. –

– Ach! – Ich war baff. – Aber wie ist denn das möglich? –

– Die haben schon seit einiger Zeit, seit ihrem letzten Kongress, den Legalitätsrappel bekommen. Zuerst hiess es bei ihnen: ‚Alle legalen Möglichkeiten ausnützen!‘ Also hinein in die Organisationen der Vaterländischen, in den Gewerkschaftsbund usw., so dass man zum Schluss oft nicht wusste, ob man einen illegalen, von den Kommunisten hineingesteckten Mann vor sich hatte, oder einen Überläufer, ich glaube, viele dieser ‚Hineingeschickten‘ wussten es am Ende selber nicht. Wer nicht politisch genügend geschult ist und sehr charakterfest, der wird in solchen Fällen gleichgeschaltet, ohne dass er’s merkt. Wir sind ja heute auch nicht mehr für einen starren Boykott wie am Anfang, aber die Kommunisten, die schütten immer gleich das Kind mit dem Bad aus. –

Mitzi zuckte die Achseln: – Wir haben in unsern neuen Flugblättern Forderungen gestellt, vier Punkte: Gleichberechtigung der Arbeiter mit den Nazi, freie Wahl der Funktionäre in den Gewerkschaften, Wiederherstellung der freien Arbeiterorganisationen und Rückgabe des im Februar konfiszierten Vermögens. Das ist nun den Kommunisten nicht recht, sie wollen, dass man bedingungslos ‚in Massen‘ den Schuschnigg in seinem Kampf gegen die Nazi unterstützt. Ich möcht’ nur wissen, seit wann hat der Schuschnigg irgendwelche Massen hinter sich. Und sein Kampf besteht ja auch nur darin, dass er die Hosen voll hat. –

Mitzi lachte voll Schadenfreude. – Da hat er ein Buch g'schrieben, ‚Dreimal Österreich‘. Unsere Leute sagen, er hätt' es lieber gleich: – Dreimal Verrat an Österreich' nennen sollen. Am 12. Februar 1934 zuerst, als er die Arbeiterschaft zerschlug, die ernstlich gegen die Braunen für die Unabhängigkeit Österreichs kämpfen wollte, dann am 11. Juli 1936, als er mit den Mördern von seinem Dollfuss einen Burgfrieden schloss und die Propaganda der Braunen ermöglichte, und nun wieder am 12. Februar 1938. Dass Hitler sich grade wieder den 12. Februar aussuchte – man könnt' drüber lachen, wenn's nicht zum Weinen wäre! Und nun nützt auch das Winseln der – ‚Reichspost‘ nix mehr – aus ist's mit unseren Kanonenchristen. –

– Wie war die Aussprache bei Schmitz? – fragte ich.

– Ach der – der gilt ja bei den eigenen Leuten nicht viel. Er war ganz freundlich, unverbindlich, appellierte an das Verständnis der Arbeiter und so Schmus. –

Sie nahm die volle Einkaufstasche, die sie auf den Boden gestellt hatte, wieder an sich und sagte:

– Also ich geh' jetzt, Agnes. Morgen spricht das Vertrauensmännerkomitee im Generalsekretariat der Vaterländischen Front vor.

Ich bin neugierig, ob der Generalsekretär, der Herr Minister Zernatto, Zeit haben wird. Unsere Leute wollen unbedingt mit Schuschnigg reden. Ich tät's net. Nein, ich weiss bestimmt, mitten in den Verhandlungen würden mir alle die Gemeinheiten einfallen, die er uns angetan hat, und dann könnt' ich mich net z'rückhalten, die Hand tät mir ausrutschen. –

Nun musste ich lachen. – Na, du wärst aber eine schöne Delegierte, Mitzerl, da ist es schon besser, man wählt dich erst gar nicht. –

Mitzi lachte auch. – Ja, siehst du, was ich nie g'lernt hab', das ist den Mund zu halten. Schon früher bei der Partei haben sie mir g'sagt, ich krieg' keine Funktion mehr, weil ich mich mit allen zanken tu. Eins habe ich net ausstehen können, wenn die Leute sich von der Arbeit 'drückt haben. Immer ist es so g'wesen, zwei – drei haben alles g'macht, und die anderen, die sind nur dazu gekommen, wenn's eine Feier gab oder so. In der Bücherei haben wir eine g'habt, wie die gekommen ist, hat sie sich gleich ein Buch g'holt und sich niederg'setzt, statt sich um die Leser zu kümmern. ‚Na, was ist, Genossin Frau Doktor‘, hab' ich g'fragt – sie war nämlich eine Frau Doktor, – möchten Sie sich net auch mal nützlich machen, statt so herumzusitzen?‘ Da hat sie sich bei dem

Bezirkssekretär beklagt, ich sei grob zu ihr. Er hat mich beiseite g'nommen: ‚Sie sollen die Leut' net so vor den Kopf stossen, Genossin Muth, vor den Wahlen schon gar net. Lassen Sie sie ruhig sitzen, schadet eh nix.‘ ‚Da soll sie ins Kaffeehaus geh'n –, hab ich g'sagt. Ja, das war ein Gfrett. Jetzt treff ich sie manchmal, da schaut sie weg, will mit uns nix zu tun haben. Und da fällt mir jedesmal das Gedicht von dem Tucholsky ein: ‚Denn keiner ist so gemein wie der Verräter aus eignen Reih'n/ Wenn ich mich net z'rückhalten tät.‘

Ich lachte mich tot: – Weisst, Mitzerl, wenn ich dich nicht kennte – wie du immer von dreinschlagen red'st. –

– Ich mein's auch so. Dazu hat man uns g'bracht. Im 1918 hab'n wir 'glaubt, es geht mit Gutem, jetzt hab'n die anderen uns 'zeigt, wie man's macht. Und wenn wieder unsere Stunde kommt, da lassen wir nicht mehr los, ha, dann reden wir schon mit den Herrschaften eine andere Sprach'. –

Sie stand da, stark und kräftig, die grauen Augen blitzten herausfordernd und siegesgewiss, mit ihrem roten Mund und dem frischen Gesicht sah sie wie das blühende Leben aus. Und damals, in der Nacht im Karl-Marx-Hof, da hat sie auch bewiesen, dass sie ihren Mann stellen kann, wenn's nötig ist. Wenn nur alle so wären, so aus einem Stück, dann wäre es einem nicht bange um die Zukunft!

Auf dem Wege nach Hause, an der Haltestelle der Strassenbahn, da traf ich plötzlich das Gegenstück zu unserer Mitzi. Es war Friedl, eine alte Mitschülerin von mir. – Na, was sagst –, lachte sie mich an, – endlich sind wir so weit! –

– Was meinst denn damit? –

– Jetzt kommt bald der Führer her. Wirst schon sehen. Da läuft der Karren wieder, da gibt's Arbeit, und alle Juden müssen raus. –

– Na, und was hast denn du davon? Hast ja eh eine Arbeit. –

– Ha, da bekommt Walter einen Ehrenposten, der ist schon lange heimlich dabei. Und die feinen Herrschaften kriegen eins auf den Schädel. –

– Was für feine Herrschaften? –

– Pass auf, ich will dir was zeigen. – Sie kramte in ihrem Täschchen und zog einen blauen Umschlag heraus, im Umschlag steckte ein Briefbogen, auf dem stand aufgedruckt – nein, ich traute meinen Augen nicht: – Kanzlei des Herzogs von Windsor – oder so ähnlich. Und diese Kanzlei schrieb an Friedl (war das zu begreifen?):

– Kannst du Englisch? – fragte Friedl. – Nein? Nun, ich werde es dir übersetzen: ‚Seine Königliche Hoheit dankt für Ihren Brief und lässt Ihnen sagen, sie wäre nicht in der Lage, Ihnen in Ihrer Angelegenheit behilflich zu sein.‘ –

– Was für eine Angelegenheit ist denn das, in der du dich an ihn gewandt hast? –

– Wegen der Eltern von Walter. Der Vater ist Major a. D., furchtbar eingebildet, ich bin ihnen nicht fein genug. Und da habe ich dem Herzog von Windsor geschrieben, er wüsste doch, was Liebe sei, und er soll für mich bei den Eltern meines Freundes intervenieren. Na, und das wollte er denn doch nicht. Aber was mich am meisten gekränkt hat, das ist, dass er mir nicht selber g’schrieben hat. Ich hatt’ ihm doch mein Bild geschickt! Da schau her: fesch nicht? –

– Und jetzt hoffst du also auf den Hitler? –

– Dem Führer imponieren die feinen Herrschaften nicht. Er hat doch seine eigenen Generäle und Majore davongejagt. Ja, bei den Unsrigen heisst’s immer ‚Kaiser Otto hier und Kaiser Otto da‘, und wenn man es genau besieht, so war eine Grossmutter von ihm jüdisch. –

– Woher weisst du denn das? –

– Das hat mir Walter einmal g’sagt. Na, der Führer wird’s schon machen. Alles wird anders werden, die Juden müssen raus, Walter kriegt einen gutbezahlten Ehrenposten, und wir können heiraten. –

Glücklicherweise kam meine Elektrische, und ich verabschiedete mich von Friedl. Dass sie so dumm ist – in der Schule habe ich’s gar nicht bemerkt. Ich musste mich eilen, es war schon spät. Ich kaufte Fisch ein, dazu Rahm und Käse, zum Gratiniieren (Fred sagt: graduieren). Ich koche jetzt immer bessere Sachen, um Fred von der Politik abzulenken. Beim Tee sagte er plötzlich:

– Wenn du dir die Rede von Schuschnigg bei uns anhören willst, die Mama hat nichts dagegen. –

Mein Radio ist nämlich kaputt. Aber trotzdem. Sehr nett ist die Einladung nicht. Ich sagte:

– Weisst, ich habe es nicht gern, zu den Leuten zu gehen, nur weil sie nichts dagegen haben. –

– Seit wann bist du so empfindlich, Agnes? Soll die Mama vielleicht persönlich kommen und dich bitten? –

– Nein, aber du sagst: ‚Sie hat nichts dagegen.‘ So lädt man doch nicht ein. –

– Also spiel nicht die Stolze, Agnes, meine Eltern werden sich sehr freuen, dich kennenzulernen. –

– Weil sie Angst haben vor dem Hitler –, wollte ich sagen, aber ich hielt mich zurück. Nein, ich will nicht kleinlich sein und so dumm wie die Friedl. Und so sagte ich Fred:

– Also schön, ich werde kommen. – Dass ich für die Einladung dank’, habe ich nicht gesagt, dazu war sie nicht lieb genug. Was hätte Mitzi an meiner Stelle getan?

23. Februar.

Mitzi rief mich im Büro an, sie käme abends zu mir nach Hause. Als ich ihr aufmachte, erkannte ich sie im ersten Augenblick gar nicht. So schön hatte sie sich gemacht, das Haar hatte sie sich gebrannt und Handschuhe angezogen. Sie trug auch einen Hut, was sie sonst niemals tat. Mit den behandschuhten Händen öffnete sie eine grosse, elegante Tasche aus feinem Leder und nahm aus einem Geheimfach, das ich zuerst gar nicht gesehen hatte, ein Bündel Drucksachen heraus.

– Da hast. Wo wirst es denn aufheben? –

– Unter der Wäsch’ –, schlug ich vor.

– Warum nicht gar, da suchen sie grad, schon weil sie die Wäsch’ an sich interessieren tut. Schlag’s ordentlich ein und gib’s in die Kohlenkiste auf die Seite. Ist deine Mieterin z’Haus? –

– Nein, aber es tät auch nicht schaden. Die denkt wie wir. –

– Bei diesen Sachen ist es immer besser, es wissen weniger Leute davon. So, noch ein Papier, dass der Schmutz nicht durchgeht. –

– Was ist denn das eigentlich? –

– Das darf man net fragen, Agnes, wenn man dir was zum Aufheben gibt. Es ist auch besser, du weisst nix davon. –

– Du bist so komisch, Mitzi, warum darf ich nix davon wissen? –

– Ich bin net komisch, du bist ein Waserl, was nie politisch gearbeitet hat. Wenn man das bei dir findet und du hast keine Ahnung, was drin steht, dann sehen die Leute, du bist nur jemand aufgesessen, und du kriegst eine kleinere Straf’. –

– Das kommt mir grad so vor wie bei einem Detektivfilm, Mitzi. Ach ja, sag’ doch bitte, was war heute bei der Vaterländischen Front? Hat der Zernatto das Vertrauensmännerkomitee empfangen? –

– Warum sollte er denn? Das Wasser reicht ihm doch nur bis zum Knie, net bis zum Hals, also hat's noch Zeit damit! Nein, aber sein Faktotum, ein ganz g'scheiter und kein übler Kerl, hat unseren Leuten eine Unterredung mit dem Bundeskanzler für Freitag früh zugesichert. Aber ein' anderen Besuch haben unsere Genossen g'macht, rate bei wem? Wirst es nimmermehr erraten: beim Chef der Staatspolizei, Hofrat Weiser, und das noch auf seine Einladung hin: was sagst nun? –

– Nein, im Ernst? Was hat's denn gegeben? –

– Glaubst vielleicht Kaffee und Kuchen? Der wollte sich erkundigen über die Absichten der Betriebsvertrauensleute für den Abend der Schuschniggrede, ob nicht eine Demonstration geplant ist oder so. Aber ein' Ton, einen schnoddrigen, hat er eing'schlagen, als wären die Zeiten noch die alten, und der Hitler säss ihm net im G'nack. Unsere Leute sind ja net überempfindlich. Schliesslich ist man von den Herren allerhand gewöhnt, aber am End ist es einem doch zu blöd 'worden, da hat er g'sagt: ‚Herr Hofrat‘, hat er g'sagt, ‚ich bin Dreher. Wenn der Hitler kommt, dann wird vieles verschwinden, aber ganz bestimmt nicht die Dreher. Man wird immer Dreher brauchen, und ganz besonders braucht sie der Hitler. Ob er einen Bürgermeister Schmitz oder Hofrat Weiser braucht, ist eine andere Sache/ –

Ich klatschte in die Hände: – Das war g'scheit! Das Gesicht von dem Weiser hätt' ich sehen mögen! –

– Ja, einerseits wollen sie von ihrer Einbildung nix ablassen, anderseits winseln sie nur so umeinand'. Ja, die können auch winseln, die gehen für immer zugrund'. Uns kann kein Hitler und kein Seyss-Inquart um unsere Zukunft bringen. –

Sie stand auf. – Also ich geh' jetzt. Wann die Sachen geholt werden sollen, rufe ich dich an und sage, der Leopold kommt heute Abend. –

– Deine Handschuhe hast du vergessen. –

– Gib her. – Sie warf sie achtlos in die Tasche.

– Ziehst du sie denn nicht an? –

– Nein, wozu denn, ich hab doch nix Verbotenes mit? –

– Gehören denn die Handschuhe auch zur politischen Arbeit? –

– Freilich, eine feine Dame ist nicht verdächtig, die wird net ang'halten. Ja, den Hut brauche ich eigentlich auch net, aber bevor ich ihn in der Hand trag... bin so gar nicht an Hüte gewöhnt, kann's net ausstehen. Na, gib schon her. –

Sie stülpte ihre unselige Kopfbedeckung über das starke,

dunkle Haar. – Also du hörst von mir –, rief sie an der Tür.

Als sie weg war, ging ich zum Kohlenkasten und zog das Paket heraus. Ich konnte nicht anders, ich wollte wissen, was vorgeht, grade wie der Hofrat Weiser. Mitzi und Franzl behandeln mich noch immer wie ein Kind, obschon ich nächsten Monat einundzwanzig werde. Ich nahm also die Druckschriften aus dem Zeitungspapier. Es waren illegale Flugblätter, herausgegeben vom Zentralkomitee der revolutionären Sozialisten Österreichs.

Da hiess es: – Österreich steht an einem Abgrund, in den es der nächste Stoss Hitlers zu stürzen droht –, und weiter: – Musste Österreich vier Jahre lang eine reaktionäre, faschistische Aussenpolitik machen, statt die Unabhängigkeit des Landes durch Bündnisse mit den demokratischen Mächten zu sichern? Musste sich Österreich jahrelang auf Gedeih und Verderb dem italienischen Faschismus verschreiben? Musste Schuschnigg den verbrecherischen Frieden mit den Nazi und Hitler vom 11. Juli 1936 schliessen? Musste Österreich seine eigene Widerstandskraft gegen den braunen Feind untergraben durch die Vernichtung der Arbeiterbewegung, die Zerschlagung der Demokratie, der freiheitlichen Kräfte im eigenen Volke? Musste es ein faschistisches Land werden? Nicht der Kompromiss des österreichischen Halbfaschismus mit dem braunen Volfaschismus, sondern nur der freiheitliche, der radikale demokratische Vernichtungskampf gegen jeden Faschismus, zu dem nur die Arbeiterschaft heute entschlossen und befähigt ist, kann Österreich vor Hitler schützen. Wir sagen nicht, dass Österreich verloren ist – wir sagen nur, dass es mit den vaterländisch-autoritären Mitteln nicht gerettet werden kann. Nieder mit dem braunen Arbeitermord und der hitlerischen Kriegspolitik! Nieder mit dem Faschismus! Freiheit! –

Ich wickelte die Flugblätter sorgfältig wieder in Zeitungspapier und ging damit zur Kohlenkiste. Plötzlich hörte ich jemand das Lied – Brüder, zur Sonne, zur Freiheit! – singen, es wurde mir nicht gleich klar, dass ich es selber war, die sang. Ich schloss die Augen und stellte mir vor, ich sei wieder ein Kind, und es sei der 1. Mai, wie wir ihn früher hatten. Alles marschiert mit roten Nelken, ein unendlicher Zug, vorn werden Transparente und rote Fahnen getragen, und das Spalier steht dicht Mann bei Mann von beiden Seiten der Strasse und winkt und jubelt! Da schien's uns allen, als sei man so stark und mächtig, als gäbe es nichts auf der Welt, was uns auf die Knie zwingen kann. Na, und es hat uns ja

auch keiner auf die Knie gezwungen. Das beweist dieses Flugblatt in meiner Kohlenkiste, das beweist die Antwort, die der Metallarbeiter dem Chef der Polizei gegeben hat.

Nur dauert der Weg in die Freiheit so lange. Ich bin jetzt zwanzig Jahre alt, und ich wünsche mir noch vieles im Leben: Ich möchte einmal ans Meer, und viele Skitouren möchte ich noch machen in Sonne und Schnee, und später – so in fünf, sechs Jahren, da möcht ich ein Kind haben oder lieber gleich zwei. Aber ebensosehr wünsche ich mir, einmal wieder am 1. Mai auf der Ringstrasse mit Mitzi und Franzl und den vielen anderen einher-schreiten und singen zu dürfen, was mir Freude macht, und wissen, dass mich deshalb keiner einsperren kann.

Ob dieser Wunsch einmal in Erfüllung geht?

25. Februar.

Mir ist so dumm im Kopfe, nun weiss ich gar nicht, was ich davon halten soll: von der Rede Schuschniggs, meine ich. Alle waren so froh, die Eltern Freds, und die Vaterländischen auf der Strasse liefen herum und brüllten wie närrisch: – Rot-weiss-rot bis in den Tod. – Und jagten die Nazi, die eine Gegendemonstration versuchten, mit grossem Hallo auseinander.

Aber ich will alles hübsch nacheinander erzählen. Gestern Abend kam also Fred, um mich zu seinen Eltern abzuholen. Ich hätte ja auch allein hingefunden, aber er wollte mich unbedingt abholen, vermutlich, um zu sehen, ob ich schön genug bin. Tatsächlich war er auch nicht zufrieden und verlangte, ich soll mein Sonntagsgewand anziehen, weil mein gewöhnliches blaues Kleid an den Ärmeln glänzt. Na, und wenn schon. Ich hatte mir einen weissen Kragen drauf genäht, das genügte doch wohl für Leute, die mich nicht einmal richtig eingeladen hatten. Aber Fred war so unglücklich, weil ich mich nicht umkleiden wollte, dass ich schliesslich nachgab. Ich musste auch meine neuen Schuhe anziehen, die ich mir eigentlich fürs Frühjahr aufheb', jetzt ist es noch feucht draussen, davon werden sie nicht besser. Dann behauptete er, meine Nase sähe aus wie ein Leuchtturm, und er holte Reispuder und tupfte mir mit einem Wattebausch das Gesicht ab. Ich wartete nur darauf, dass er von mir verlangt, ich soll mir das Haar brennen wie Mitzi, wenn sie politisch arbeitet. Aber er rasierte mir nur den Nacken. Er sah, dass ich verstimmt war, aber er

rasierte doch. Ich hatte so schreckliche Lust zu sagen, ich ginge nicht, ich piffe auf die – feinen Herrschaften – mitsamt dem Schuschnigg und seiner Rede, aber dann erinnerte ich mich, dass wahrscheinlich der Hitler kommt und dass ich deswegen lieb gegen Fred sein muss. Und so machten wir uns auf den Weg.

Es waren schon sehr viele Leute auf der Strasse, vaterländische Demonstranten zogen zum Rathaus, die Cafés mit Lautsprechern waren bumvoll, die ganze Stadt schien erregt, man fühlte die Spannung. Was wird Schuschnigg sagen? Wird er ganz vor Hitler kapitulieren, oder ...

Freds Eltern wohnen im zweiten Stock. Ein Hausgehilfin öffnete uns. Wir legten ab. Die – feinen Herrschaften – sassen im Salon und hatten das Radio aufgedreht. Als wir hereinkamen, stand die Mutter auf, nahm meine Hand, und ich bemerkte, wie sie mich scharf musterte. Dann lächelte sie und sagte, sichtlich bemüht, liebenswürdig zu sein: – Ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen. – Ich wusste nicht, ob man in diesen Fällen – Ich auch – sagen muss, und so sagte ich lieber gar nichts. Der Vater gab mir die Hand und wandte sich wieder dem Radio zu, das gerade den Abendbericht brachte. Er sah wirklich sehr vornehm aus, mit graumelierten Haaren, in einem tadellosen dunklen Anzug. Auch die Mutter war eine schöne, gepflegte Frau, gross und stattlich. An der Wand hingen Porträts von ebensolchen tadellos angezogenen würdevollen Leuten, wahrscheinlich die Ahnen und Verwandten Freds. Die alten Möbel, die schweren Vorhänge, die Teppiche und die Nippesachen in einem Glasschränkerl gaben auch dem Ehepaar erst den richtigen Hochglanz.

– Ich höre, Sie arbeiten in einem Verlag, Fräulein... Fräulein ..

– Sie heisst, Agnes, Mama –, kam ihr Fred schnell zu Hilfe.

– Das solltest du eigentlich wissen –, dachte ich bei mir, aber ich sagte höflich: – Ja, gnädige Frau, beim Uranusverlag. –

– Ist der Inhaber nicht Dr. Loewy? – fragte die Mama. – Ich kenne ihn, er war mit der Schwester des Schwagers einer Schulfreundin von mir verheiratet. Ich glaube, ich war sogar bei ihrer Hochzeit. Das war vor... lange vor Freds Geburt, im Jahre neunzehnhundert... –

– Gina, gibt es nicht bald was zu essen? – unterbrach der Papa.

– Ich muss gestehen, dass ich Appetit habe. Und ausserdem möchte ich nicht Schuschniggs Rede verpassen. –

– Fred, geh' in die Küche und sage dem Mädchen, dass sie aufge-

ben soll –, befahl Mama. (– Sie könnte doch zumindest bitte sagen –, fiel mir ein.) Als Fred gegangen war, schaute sie mich wieder durchdringend an, ich spürte, dass sie gern etwas Entscheidendes gesagt hätte, z.B. gefragt, ob ich Fred heiraten will, oder vielleicht nur, ob ich auch sicher keine Nazi bin. Aber sie sagte nichts, sie sah mich nur an, und ich wusste, was sie dachte: – Eigentlich habe ich mir die Frau meines Fred anders vorgestellt. – – Und ich meine Schwiegermutter –, hätte ich gerne geantwortet. – Eine wie Resi-Tant' wär' mir schon lieber gewesen, mit der hätt' ich richtig reden können. – – – Meine Schwiegertochter versteckt keine Flugblätter in ihrer Kohlenkiste –, schien mir Mamas Blick zu sagen. – Kein Mensch in unserer Familie hat bis jetzt – Gott sei Lob und Dank – etwas mit Flugzetteln zu tun gehabt, noch dazu mit illegalen, und schliesslich, liebes Kind, können Sie nicht verlangen, dass ich Ihre Schwägerin Mitzi zu einer meiner Damengesellschaften einlade. Wenn sie plötzlich den Innenminister ‚Scheiss-in Quart' nennt, nein, das ist ganz unmöglich. – – Ja, das ist unmöglich –, das gab ich zu, – das sehe ich ein. Aber nie und nimmer werde ich meinen Bruder und meine Schwägerin aufgeben. Ich liebe sie. Und bin stolz auf sie. Und überhaupt. – – – Ja, was tun wir da? – forschten Mamas Augen. – Ja, was tun wir? – gab ich die Frage zurück, und keine von uns wusste eine Lösung.

Das Nacht Mahl passte zu allem Übrigen – äusserst fein, ich weiss nicht – mir oder dem Schuschnigg zu Ehren? Oder essen reiche Leute immer so viel? Zuerst gab es Gemüsesalat in Mayonnaise, es waren sogar Spargel dabei und grüne Erbsen, dazu ein salziges Gebäck aus Butterteig. Dann kamen panierte Schnitzel mit Rohscheiben und grünem Salat, und schliesslich Obst. Die Mama bot mir von jedem Gang nochmals an. Ich vergass dabei ganz, warum ich gekommen bin, und als der Papa erklärte: – Nun müssen wir das Radio andrehen, er fängt gleich an –, wusste ich im ersten Augenblick gar nicht, wen er meinte, ich verspeiste gerade eine schöne, saftige Orange. Die Mama sagte lächelnd halblaut zu Fred: – Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie es ihr schmeckt. – Ich glaube, sie meinte es ganz freundlich. Wir gefielen einander weit besser, weil's mir geschmeckt hatte.

Und nun kam der ernste Teil des Abends. Wir sassen alle um das Radio herum, und alle waren ganz weg von dem Schuschnigg, was der sich alles traute. Es sah zuweilen so aus, als tät er den Hitler auslachen wegen seiner Aufschneiderei am letzten Sonntag, so

z.B. indem er sagte, wir Österreicher könnten nicht mit so grossen Ziffern aufwarten, aber einiges hätten wir doch geleistet usw. Aber das Unglaubliche – er tat so, als sei überhaupt nichts passiert. Die Nazi dürften sich legal in der Vaterländischen Front betätigen, sonst nichts. – Bis dahin und nicht weiter! – verkündete er, und Freds Papa rief: – Sehr gut, sehr richtig! –, als könnte ihn der Schuschnigg hören. Allerdings rief er auch an den falschen Stellen – Bravo! –, nämlich als Schuschnigg sagte: – Die Parole heisst weder Nationalismus noch Sozialismus, sie heisst Patriotismus! – Da fiel mir wieder meine Schwägerin Mitzi ein und das Flugblatt, und dass die Arbeiter morgen zu ihm sollen. Es sah aber gar nicht so aus, als sei Schuschnigg bereit, mit irgendjemand zu verhandeln, er verbat sich sogar die Unterschriftensammlung, ja scheinbar wollte er weiter autoritär regieren, denn immer wieder verwies er auf die Vaterländische Front.

Aber wenn er sagte, die Arbeiter könnten in der VF. wirken, genau wie die Nazi, so ist das schon ein aufgelegter Schwindel; da würde schon der Seyss-Inquart dafür sorgen, dass das nicht lange dauert. Andererseits machte Schuschnigg den Unsrigen Komplimente, es war direkt blöd, so wenn er erklärte: – Wenn es einmal eine Front gibt, hier Arbeiter, hier Intelligenzler, so werde ich an der Seite der Arbeiter stehen. – Ich möchte bloss wissen, wo es eine solche Front gibt, die existiert nur bei Schuschnigg in seinem Kopf. Und gerade an dieser Stelle rief Papa wieder: – Bravo! – Was auch ein wenig komisch wirkte, ist, dass Schuschnigg trotz seiner kolossalen Kampfbereitschaft kein einziges Mal ausdrücklich sagte, gegen wen sich dieser Kampf richtet, denn er hatte doch mit dem Feind einen Frieden, den sogenannten – deutschen Frieden – geschlossen. Dabei sprach er mit so viel Feuer, es erinnerte mich an den Wilhelm Teil, den ich vor kurzem im Volkstheater gesehen hatte, bei dem Satz: – Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern – machten die Nazi Krawall. Ja, aber Schuschnigg hatte Gesslers Hut doch gegrüsst, wenn er jetzt auch tut, als sei nichts geschehen.

– Grossartig –, sagte der Papa, als zum Schluss die Nationalhymne gespielt wurde. – Gut hat er's dem Hitler gegeben. Aber er muss bestimmt Zusicherungen von den Westmächten bekommen haben, dass er sich so viel traut. Gott weiss, vielleicht sogar von Mussolini selber. –

- Mussolini ist doch jetzt sein Verbündeter –, bemerkte Mama.
- Na, und wenn schon? Solche Kleinigkeiten haben die Italie-

ner nie gestört. Hast du vergessen, wie im Kriege auf den Menükarten der Berliner Restaurants statt – Italienischer Salat nur noch – Treubruchsalat' zu lesen war? Die deutschen Brüder haben für alles gelungene Ausdrücke. Ja, die deutschen Brüder. Nun ist ihnen der Streich doch misslungen. Schuschnigg, der Jesuit, ist schlauer gewesen. –

Dann liess er Wein kommen. Und als ich das zweite Glas getrunken hatte, da wurde mir plötzlich auch klar: ja, wir sind gerettet, der Schuschnigg hat uns gerettet, unsere Liebe ist Liebe schlechthin und nicht Rassenschande, ach ist das Leben schön!

– Auf Schuschniggs Wohl –, sagte Papa, – Schuschnigg ist kein Antisemit, er ist mit Franz Werfel befreundet. Er kann ja auch nicht, wie er will, aber eines ist sicher: Die Nazi kommen nicht. Rot-weiss-rot bis in den Tod. –

– Rot – Tod –, sagte ich, und die Tränen kamen mir in die Augen. Ich schlug mit dem Alten an, mir war es nicht anders, als würde ich meine Verlobung mit Fred feiern. Es gab keine Rassenschande, also warum sollten wir uns nicht heiraten. Seine Eltern hatten auch nichts dagegen, sie hatten mich eingeladen. Alles ist wieder gut geworden. – Rot – Tod. –

Ich verabschiedete mich herzlich von den Eltern meines Verlobten. – Es hat mich sehr gefreut, Sie kennenzulernen –, sagte jemand. Ich war dankbar. Jemand hatte sich sehr gefreut, mich kennenzulernen. Die Tränen kamen mir wieder in die Augen.

– Sie ist nicht an Alkohol gewöhnt –, hörte ich eine Stimme, die mir bekannt vorkam. Meinte sie mich? Ich ging eine Treppe hinunter, ein Arm führte mich.

Dann schlug mir kalte Luft ins Gesicht. Ich kam zu mir, der Kopf tat mir weh. Fred hielt mich fest. – Rot – weiss – rot bis in den Tod –, hallte es durch die Strasse. Was war denn das? Wir gingen einige Schritte, dann gerieten wir ins Gedränge. Junge Leute schrien, lachten: – Rot – weiss – rot, den Nazi den Tod. – Wir sahen andere davonlaufen, sie wurden eingeholt und kriegten ein paar drauf, die Wache hielt wohlwollende Neutralität den Vaterländischen gegenüber, wie sie noch vor einigen Tagen die Nazi protegiert hatte. Die ganze Stadt lärmte vor Freude von den Rufen: – Rot – weiss – rot. – Noch nie hatte Wien so einen Schauer von Patriotismus erlebt. – Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern... – Nein, im Gegenteil: wir wollen selbständig bleiben, wir wollen, dass die Brüder uns in Ruhe lassen. Österreich, das ist die Heimat. Wir lassen keinen Fremden rein. Und

schon gar nicht solche, die Gesetze über Rassenschande machen.

Wir gingen nach Hause. Fred hielt noch immer meinen Arm.

– Na, ist dein Schwips vorüber, Kleine? – hörte ich ihn fragen.

– Ja, Fred. Bist du jetzt glücklich? –

– Glücklich? – Nein, glücklich bin ich nicht, wenn mir auch ein Stein vom Herzen gefallen ist. Man hätte doch dem Vater bestimmt verboten, seinen Anwaltsberuf auszuüben, und was wäre aus uns beiden geworden? Nun ist die Gefahr abgewendet.

Aber ich bin und bleibe doch ein Franz Huber, ein jüdischer noch dazu, meine Chancen im Leben sind noch geringer als die von dem arischen Huber. Und ich weiss nicht, womit ich mir das Leben ausfüllen soll. –

– Ich meine, man füllt das Leben mit dem Leben aus, Fred. Du hast doch gehört: deine Melodie ist in dir. –

Das war sehr klug gesprochen. Aber Fred schüttelte nur den Kopf. – Man macht es uns gar so schwer –, sagte er halblaut vor sich hin.

Als ich schon im Bett lag, erinnerte ich mich, dass die Eltern von Fred mich nicht aufgefordert hatten, bald wiederzukommen, wie man es einem Gaste gegenüber tut, den man gern sieht. Oder hatte ich es nur überhört? Ich habe ein richtiges Schwipserl gehabt. Aber trotzdem weiss ich doch alles, was gesprochen wurde. Na, mir ist es lieber, sie haben mich nicht eingeladen und sind nach wie vor gegen mich: das ist mir der Beweis, dass der Hitler nicht kommt.

26. Februar.

Das Leben scheint wirklich in Ordnung zu kommen: heute sang meine Frau Doktor in der Küche, als sie sich den Morgentee bereitete. Sie erwartet Herrn Nikitin nächste Woche. Und Herr Dr. Loewy sieht aus, als sei er von einer schweren Krankheit genesen. Er diktierte mir selbst die Briefe, die er an ausländische Verleger wegen einer Übersetzung von Hegners Buch richtete. Die ersten Fahnen sind schon da, und Dr. Loewy sprach lange telephonisch mit seinem Autor und bat ihn, die Korrekturen recht schnell zurückzusenden, sie nicht, wie gewöhnlich, tage-lang liegen zu lassen. – Wir wollen das Buch noch vor Mai herausbringen, lieber Freund. – Ich hörte von weitem Hegners laute und fröhliche Stimme. – Ja, es ist sehr erfreulich –, sagte der Chef, – die

Rede war grossartig... so viel Herz und Begeisterung... Na, ich freue mich, dass Sie mir endlich recht geben... es dürfte das erstemal sein, seit wir uns kennen, nicht? – Hegner lachte dröhnend ins Telefon.

Dr. Loewy sah zehn Jahre jünger aus. – Jetzt, oder niemals –, dachte ich und trug mein Anliegen vor: Ob ich meinen Urlaub im Mai nehmen könnte statt im Juni? Im Juni sind ohnehin so viele Feiertage. Das sagte ich Dr. Loewy natürlich nicht, nur, dass mein Freund im Mai frei hat. Dr. Loewy kennt Fred, der mich einige Male im Verlag abgeholt hat, vom Sehen, scheinbar weiss er auch, dass Fred ein Jude ist, denn er meinte freundlich: – Na, Sie werden aber auch einen schönen Schrecken gehabt haben, Fräulein Agnes. – Ich nickte nur. So ganz sicher wie Dr. Loewy bin ich nun nicht, dass alles wieder gut ist. Aber wenn so viele ernste, erwachsene Leute dieser Meinung sind, so wird es wohl stimmen.

An der Haltestelle traf ich wieder Friedl, ihre Firma ist umgezogen, sie arbeitet jetzt in meiner Nähe. Ihr Gesicht schien mir verkniffen. Oder bildete ich mir das nur ein?

– Na, was sagst jetzt? – konnte ich mich nicht enthalten, sie zu fragen.

– Ach, das nützt jetzt alles nichts mehr –, sagte sie und sah sich um, ob uns niemand gehört hat (scheinbar haben die Nazi doch ein wenig Angst bekommen). – Der Führer wird schon machen. Der Seyss ist auch noch da. –

– Aber ein Bundeskanzler ist mehr als ein Innenminister –, erklärte ich voller Schadenfreude.

– Der bleibt nimmer lange Bundeskanzler, wenn er sich auch noch so aufprustet. Da ist schon vorgesorgt, dass die Bäume der Vaterländischen nicht in den Himmel wachsen. –

– Was ist denn vorgesorgt? –

– Wirst schon sehen. Kommt Zeit, kommt Rat. –

– Im Reich scheinen sie sehr wütend zu sein. Ich hörte, die reichsdeutschen Zeitungen schweigen sich über die Rede Schuschniggs aus? –

– Sie werden schon schreiben, wann die Zeit da ist. Der Führer macht schon. –

– Also red' doch einmal klar, was es gibt. –

– Wir sind noch nicht soweit, dass ich klar reden kann, selbst mit dir nicht, wenn ich auch weiss, dass du mich nicht verrätst. Aber du kennst vielleicht unser Lied:

Sei stark, mein deutsches Österreich,

Kein Baum fällt auf den ersten Streich. –

– Ich habe es nicht gekannt, aber ich finde es reichlich blöd. –

– Nicht so blöd, wie es dir scheint. Aber sage mir aufrichtig, Agnes, ich bin ja auch aufrichtig mit dir, ist es wahr, dass du einen jüdischen Freund hast? –

Ich fühlte, wie ich rot wurde, weiss nicht warum.

– Wer hat dir denn das gesagt? –

– Ich hab's gehört. Jetzt weiss ich auch, warum du so gegen den Führer bist. –

– Na, es sind doch viele gegen den Führer, die keine jüdischen Freunde haben. Die Arbeiter, zum Beispiel. –

– Die werden auch mit uns gehen, wenn sie merken, dass wir sie für die Februartage von 1934 rächen wollen. –

– Da lachen sie euch ins Gesicht. Man weiss doch, dass in Deutschland die Sozialisten in Konzentrationslager geschleppt, auf der Flucht erschossen und ... –

– Ist alles Lüge, schreiben bloss die jüdischen Zeitungen. Kein Haar wird niemand gekrümmt, wenn er nicht hetzt. Die Deutschen wollen uns helfen, den Terror von Schuschnigg abzuschütteln, das ist alles. –

– Weil der Terror von dem Hitler besser ist. –

– Schreiben die jüdischen und marxistischen Blätter, und du glaubst das. –

– Wir haben in Wien schon seit vier Jahren keine marxistischen Blätter. –

– Der Führer wird schon machen. Und für dich, Agnes, wäre es auch besser, wenn du dich beizeiten von deinem Juden trennst. Wirst es ja doch müssen. Du bist ein fesches Mädels, findest bald einen andern, einen Arier. Wenn du willst, führe ich dich in den B. d. M. ein. –

– Was ist denn das? –

– B. d. M. – das heisst Bund deutscher Mädels. –

– Oder , Bubi drück mich', wie man hier sagt. –

– Ist alles Verleumdung. Schreiben die marxistischen und jüdischen Zeitungen. Der Führer wird schon ... –

Ich stieg in die Elektrische ein. Diese dumme Gans! Geärgert hatte ich mich doch, wenn ich auch kein Wort von dem glaube, was sie erzählt hat.

Ich kaufte Spinat ein. Da alles wieder gut ist, muss ich nicht soviel für's Essen ausgeben, ich spare es lieber für den Urlaub.

Hoffentlich wird Fredls Chef auch so kulant sein wie der meinige und ihm den Monat Mai bewilligen.

Als wir gerade beim Nachtmahl sassen, klingelte es. Ich wusste schon, wer es war, Mitzi hatte mich angerufen, der Herr Leopold käme heute Abend. Hinter der Tür stand ein grosser Bursche und fragte nach Fräulein Muth.

– Die bin ich. Und Sie sind wohl der Herr Leopold? Guten Abend. –

– Guten Abend –, sagte er und lachte. Vermutlich heisst er ja gar nicht Leopold, die politischen Leute nennen sich immer anders. Ich holte die Druckschriften aus der Kohlenkiste, gab sie ihm und sagte:

– Bitt' schön, ich möchte fragen, ob der Schuschnigg die Vertrauensleute heute empfangen hat. –

Er lachte wieder. Vielleicht, weil ich – bitt' schön – gesagt hatte? Das ist die dumme Gewohnheit aus der Schule.

– Nein, er hat sie nicht empfangen –, sagte er schliesslich. – Er ruht sich jetzt von seiner schönen Rede aus. –

Ich wusste nicht recht, ob er es ernst meint oder nicht, und sagte, um ihn zu einer Meinungsäusserung zu bewegen: – Er hat aber doch sehr viel Courage gezeigt! –

– Ja, im Reden! – Sein Lachen war jetzt gar nicht mehr freundlich. Er fuhr fort: – Mit patriotischen Phrasen benebelt er die Gehirne. Einen anständigen, ordentlichen Antinazikurs kann er nicht mehr machen, weil er alles schon verraten hat. Man hat ihn, bescheiden genug, ersucht, dieselben Rechte an die Arbeiterschaft zu verleihen, die er jetzt den Nazi zugesichert hat. Nicht einmal das will er zugestehen, kann er vermutlich auch nicht, seines Innenministers wegen. Der ‚Angriff hat schon von den in Aussicht gestellten Verhandlungen Wind bekommen und schreibt von einem ‚Angriff des Bolschewismus‘ auf Österreich. Geht Schuschnigg einen Schritt weiter, so hat Hitler eine Ausrede, seine ‚Heimat zu retten‘ – .

– Die Leute sind aber sehr zuversichtlich –, entgegnete ich, – sie glauben, Schuschnigg habe Zusicherungen von den Westmächten oder von Mussolini bekommen. –

Leopold zuckte die Achseln. – Wissen Sie denn nicht, was sich in Graz während der schönen Rede des Bundeskanzlers in Wien ereignet hat? –

– Nein, was denn? –

– Der Grazer Bürgermeister hat sich feierlich zu den Nazi

bekannt und am Rathaus die Hakenkreuzfahne hissen lassen. Ja, so weit sind wir. Die Vaterländische Front befindet sich in Auflösung, viele laufen zu den Nazi über. Ja, so ist es, meine liebe Genossin! –

– Und ihr arbeitet trotzdem weiter? –

– Wir arbeiten nicht für die unmittelbare Gegenwart, sondern für die Zukunft. Auch wollen wir nichts unversucht lassen. –

Ich gab ihm die Hand. – Viel Glück, Genosse Leopold. –

– Danke, Genossin. Leben Sie wohl. –

Drinnen lag Fred auf dem Sofa und las seine Zeitung.

– Wo warst du denn so lange? Wer hat geklingelt? –

– Ach, das war für die Frau Doktor. Jemand hat ein Paket abgeholt –, sagte ich leichthin.

Ich glaube, es ist das erstmal, dass ich Fred belogen habe.

27. Februar.

Nein, es ist doch nicht alles in Ordnung. Heute früh bekam meine Frau Doktor einen Brief von Herrn Nikitin, er sei beschäftigt und könne diese Woche nicht kommen. – Na, dann doch sicher nächste –, versuchte ich sie zu trösten. Sie lächelte traurig:

– O nein, Agnes. Er traut den hiesigen Zuständen nicht, das ist es. Die auswärtigen Journalisten wissen ja mehr als wir. Haben Sie gehört, dass am Abend der Schuschniggrede etwa 20.000 SA.-Leute mit behördlicher Bewilligung in Linz aufmarschiert sind und ein Telegramm an Hitler geschickt haben? –

– Nein, ich wusste nur von den Grazer Vorfällen. –

– Ja, das auch. Und in Innsbruck haben die Nazi anlässlich des Aufmarsches der VF. Flugzettel verbreitet, in denen die Teilnahme an der Demonstration den Parteigenossen untersagt wurde. Sie dringen vor, auf der ganzen Linie, auch der Beschwichtigungsapparat von Schuschnigg kann bald die Panik nicht mehr aufhalten. Man glaubt eben dem Hitler, der von Österreichs Unabhängigkeit kein Wörtlein fallen liess, mehr als den Beteuerungen des Bundeskanzlers. –

Es ist merkwürdig, aber es kommt mir wirklich so vor, als ob die einzigen Optimisten in Wien die Juden sind. Auch die einzigen, die voll und ganz hinter Schuschnigg stehen. Den Klerikalen soll er angeblich nicht klerikal genug sein, die möchten den Bürgermeister Schmitz zum Bundeskanzler haben. Andern ist er

wieder zu judenfreundlich, obschon heute alle möglichen antisemitischen Organisationen volle Agitationsfreiheit haben. Um die Weihnachtszeit führte der Gewerbebund unter der Führung des Vizebürgermeisters die Aktion durch: – Christen, kauft bei Christen! – In Deutschland heisst es einfach: – Kauft nicht bei Juden –, aber wir in Wien sind höfliche Leute.

Ich beschloss, heute Abend ins Café zu gehen, um Zeitungen zu lesen, und rief bei Fred im Büro an. Wir vereinbarten, uns in einem der grossen Ringcafes zu treffen, in denen viele ausländische Blätter aufliegen.

Ich kam schon um sechs Uhr, liess mir einen Kaffee mit Schlag geben und verlangte Schweizerzeitungen, aber zu meiner Bestürzung erfuhr ich, dass die meisten konfisziert seien. Die anderen brachten lobende Berichte über die Rede Schuschniggs und sprachen die Hoffnung aus, dass ihm der Widerstand gegen die deutsche Übermacht gelingen werde. Niemand schien davon restlos überzeugt. Die beschlagnahmten Blätter hatten sich vermutlich noch skeptischer geäussert. Ein Leitartikel hob das ungemeine Glück Hitlers hervor: gerade einen Tag nach seiner Rede habe der englische Aussenminister Eden, der seiner antifaschistischen Haltung wegen von Hitler aufs Gröblichste angegriffen worden war, sein Portefeuille dem deutschfreundlichen Herrn Halifax abgegeben. Frankreich sei mit seinen fortwährenden Streiks und den wechselnden Regierungen so in Anspruch genommen, dass es den Deutschen nicht auf die Finger schauen könne. So hätten es die Westmächte dulden müssen, dass in Österreich ein Mann Innenminister werden konnte, bei dem man noch kurz vorher schwer kompromittierende Dokumente gefunden hatte, und der im Übrigen gar kein Österreicher, sondern ein Sudetendeutscher und an der Unabhängigkeit Österreichs sicherlich nicht übermässig interessiert war.

Die Zeitung berichtete auch über die starke Antinazibewegung in der Arbeiterschaft und zitierte sogar den Text eines Aufrufes an die Arbeiter Frankreichs und Englands, mit der Aufforderung, auf ihre Regierungen einen Druck auszuüben, damit sie mit grösster Entschiedenheit und Aktivität die faschistische Bedrohung zurückwiesen und dadurch Österreich retteten. – Die überwiegende Mehrheit des österreichischen Volkes hasst die Barbarei des Naziregimes wie den Tod –, hiess es weiter; – das Leben und das Glück von Millionen Menschen steht auf dem Spiele. Österreich vor der Invasion der Nazi zu bewahren, das bedeutet, Millionen

von Menschen vor neuem Terror schützen, das bedeutet den Frieden der Welt retten. –

Ich wette, das haben unsere revolutionären Sozialisten geschrieben. Ich verstehe nur nicht, dass die Pressepolizei diesen Aufruf übersehen und die Zeitung durchgelassen hat. Das ist halt die berühmte österreichische Schlamperei!

Unsere Blätter brachten lang und breit das – Echo des Auslandes – über Schuschniggs Rede. Wenn man diesem Echo glauben wollte, standen Paris, London und Rom in heller Begeisterung über unseren Bundeskanzler, auch Prag, das durch die Drohungen Hitlers noch immer schwer bedrückt war. Über die – deutschen Stimmen – schwiegen sich unsere Blätter wohlweislich aus, ein Beweis, dass diese – Stimmen – nicht besonders günstig ausgefallen waren. Kein Wunder, die Rede Schuschniggs war auf allen deutschen Sendern übertragen worden, zum erstenmal nach vier Jahren hörten die Deutschen aus ihren Radios antinationalsozialistische Äusserungen, in denen man sich obendrein über ihren – Führer – etwas lustig machte. Das wird Hitler dem Schuschnigg nie verzeihen!

So gab es in der Reichspresse nur gekürzte oder gefälschte Kommentare oder Bemerkungen wie: man werde sich nicht bieten lassen, dass Marxisten und Kommunisten als Verteidiger der Unabhängigkeit Österreichs auftreten – Moskauer Unverschämtheit – – Unerhörte Provokation – schrien die braunen Journalisten und forderten die österreichische Regierung auf, den Umtrieben des internationalen Marxismus ein Ende zu bereiten.

Ich war gerade mit den reichsdeutschen Zeitungen zu Ende, als sich am Nebentischchen ein Zwischenfall ereignete. Ein Mann, der Streichhölzer verkaufte, hatte seine Ware am Nebentischchen angeboten und von einer eleganten Dame in kostbarem Pelz 50 Groschen bekommen. Als er an den nächsten Tisch kam, an dem zwei Herren sassen, sagte ihm der eine, er werde ihm nicht 50 Groschen, sondern einen ganzen Schilling geben, wenn er mit – Heil Hitler – grüsse. Sofort hob der arme Teufel den Arm. Darauf drehte sich die Dame fuchsteufelswild um und verlangte ihre 50 Groschen zurück. Die beiden Herren lachten, der Begleiter der Dame wurde sehr verlegen, versuchte, sie zu beschwichtigen. Aber sie schrie nur noch lauter, drohte sogar, die Wache holen zu lassen. Da begann aber das halbe Café zu lachen und verstummte erst, als die Dame weiter schimpfte und man aus ihrer Aussprache merkte, dass sie Ausländerin sein müsse. Als sie gar einmal – Bei

uns in Amerika – sagte, da wurde auch der Bettler kirre und brachte demütig seine 50 Groschen zurück. Aber die Amerikanerin redete noch eine Weile weiter und versicherte vor allem die beiden Herren ihrer Antipathie und zwar im Namen ihres Landes. Nun hatte sie die Lacher auf ihrer Seite, und die beiden wurden puterrot vor Ärger. – Sie sind schlecht über Deutschland informiert, gnädige Frau –, sagten sie, und die Amerikanerin drauf: – O, ich bin very well informiert, ich habe Freunde in Ihren Konzentrationslagern. – – Bravo! – rief ein graumeliertes Herr nebenan. – Es leben die couragierten Frauen Amerikas! – Das ganze Café klatschte begeistert. – Zahlen! – grunzten die beiden Nazi in höchster Wut und suchten das Weite, von Gelächter und wenig schmeichelhaften Rufen begleitet. Der Wirt stürzte ihnen nach, vermutlich, um sich zu entschuldigen, aber die Herren wiesen ihn ab mit dem Schnauzer: – Judencafe! –

Drinnen ging es aber jetzt höchst animiert zu, plötzlich waren alle miteinander bekannt, unterhielten sich über die Aufregungen der letzten Zeit, über die Frechheit der Nazi und die wunderbare Rede des Bundeskanzlers. Schuschnigg scheint tatsächlich seit gestern kolossal an Popularität gewonnen zu haben, und er hat auch unseren trägen Wienern, die zwar nicht ohne ihre Heimatstadt leben können, aber doch nie etwas wie ein vaterländisches Bewusstsein kannten, wirklichen Patriotismus eingeflösst.

Trotzdem erkundigten sich einige der Umsitzenden nach den Einwanderungsbestimmungen in die USA und nach den dortigen Arbeitsmöglichkeiten. Und als die Dame gar behauptete, den Präsidenten Roosevelt persönlich zu kennen, bestürmten sie alle, sie möge auf den Präsidenten einwirken, dass er für Österreicher die Einreise erleichtere.

So ist unsere Stimmung in diesen Tagen. Man ist zuversichtlich, ja, weil man mit Defaitismus nicht die Zerstörungsarbeit der Nazi unterstützen will. Aber tief im Herzen drinnen flüstert eine kleine, unterdrückte Stimme: – Es ist aus! Es ist aus! –

Fred schläft. Von dem Tischchen, an dem ich diese Zeilen schreibe, sehe ich seine langen schwarzen Haare auf dem weissen Kopfkissen und das bleiche, im Schlaf entspannte Gesicht. Ich glaube, es ist schmaler geworden. Ich betrachte sorgenvoll seine weisse Stirn, seine hohlen Wangen. Wie eine Mutter auf ihr krankes Kind schaut. Wir sind in diesen zwei Wochen beide älter geworden. War das alles nur ein Spuk, der jetzt zerronnen ist? Es ist mäuschenstill, auch von draussen kommen weder Rufe noch

Schreie. Die Vorhänge sind zugezogen, und die schöne Tischlampe, die ich mir von der Weihnachtsrenumeration gekauft habe, taucht den Raum in ein weiches, gedämpftes Licht. Mir ist es, als wären wir allein auf der Welt, ich und der schlafende Mann, und ich bin die Erwachsene von uns beiden. Ich möchte etwas für ihn tun, ich habe das Bedürfnis, seine Bettdecke glattzuziehen, die etwas verrutscht ist, ich halte mich nur zurück, um ihn nicht zu wecken. Bevor er einschlief, nahm er meine Hand und sagte leise: – Heil Schuschnigg. – – – Warum denn? – fragte ich lachend. Aber Fred antwortete ernst: – Ihm verdanke ich doch, dass ich bei dir sein darf. – Und dann schlief er ruhig und sorglos ein.

Auch mir ist es heute, als sei alles wieder gut. Das Leben geht weiter, und ich habe allen Grund, zufrieden zu sein. Es gibt wenige Mädchen in meinem Alter, denen es so gut geht. Erstens habe ich eine eigene Wohnung: Vor drei Jahren, als mein Mutter starb, nahm mich eine ältere Kusine zu sich. Sie heiratete dann nach Innsbruck, und ich behielt die zwei schönen Räume mit Küche und W.C. Ein Zimmer vermietete ich, und auch hier hatte ich Glück: ich bekam eine ausgezeichnete Mieterin, die pünktlich zahlt, mir keine Krachs macht und sogar für mich gekocht hat, als ich voriges Jahr krank war. Weiter ein grosses Glück: ich habe einen Chef, wie man ihn in ganz Wien wohl nicht zum zweitenmal findet. Er ist mit mir zufrieden; der Verlag geht ganz gut, wir verkaufen viel ins Ausland, und ich brauche nicht zu fürchten, dass ich arbeitslos werde. Aber das grösste Glück ist, dass der erste Mann, dem ich begegnet bin, ein so feiner, anständiger und zuverlässiger Mensch ist. Das betrachte ich als besonderes Geschenk des Schicksals. Fred schläft so ruhig, man hört seine Atemzüge nicht, er liegt da, wie ein Toter. Es war zuviel für ihn. Er ist so empfindlich in allem, leicht gereizt, unruhig. Sorgen um die Zukunft, eine ewige Angst vor dem Kommenden, die mit der Drohung des Nationalsozialismus nicht restlos erklärt werden kann, nagen an ihm. Nein, es ist nicht die politische Lage allein, die Unsicherheit, an der wir alle leiden. Das reicht weiter zurück, vielleicht noch in die Ghettozeit seiner Ahnen. Ich erinnere mich, einmal als Kind mit einem Negerbuben gespielt zu haben. Er war der Sohn reicher Eltern, genau wie Fred, und doch ängstlich und misstrauisch. Als er sah, dass ich mich nicht vor ihm fürchte und genau so zu ihm bin wie zu anderen Buben, da strahlte er über das ganz Gesicht und wollte mir unbedingt alle seine Spielsachen schenken.

Es gibt so viel Ungerechtigkeit auf der Welt. Fast schämt man sich, glücklich zu sein. Und doch kann ich es mir nicht ganz abgewöhnen.

28. Februar.

Wir haben heute wieder einen herrlichen Ausflug in den Wienerwald gemacht. Wir fuhren nach Sievering und stiegen dann auf den Dreimarkstein. Die Sonne schien wundervoll warm, wir setzten uns draussen im Gasthausgarten und betrachteten die herrliche Aussicht. Es war noch früh am Tag, und an den Tischen gab es nur wenig Gäste. Fred zog ein kleines Gedichtbändchen – Frühlingslieder – aus dem Rucksack und begann, mir vorzulesen. Zuerst Mörikes – Frühling lässt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte –, dann Heines – Im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen, da ist in meinem Herzen die Liebe aufgegangen –, und schliesslich Goethes – Wie herrlich leuchtet mir die Natur – . Von Goethes Gedicht war ich besonders begeistert, es hat so einen Schwung, dass man sofort die eigene Jugend und das Glück des Frühlings und der Liebe spürt.

Wir sahen uns lange lächelnd an. So gern hätte ich Fred gesagt, wie lieb ich ihn habe, und dass ich ihn niemals, niemals verlassen werde, was auch immer kommen mag. Aber statt dessen fragte ich ihn nur:

– Möchtest du nicht noch ein Stückchen Kuchen haben? –

Und dann war plötzlich alles aus, das Glück und der Frühling. Neben uns nahm eine Gesellschaft Platz, und zwei der Männer trugen Hakenkreuze. Und nun waren sie plötzlich wieder da, die drückende Angst und die Unsicherheit der letzten Woche, nein, unmöglich, vergessen zu wollen, das Leben hält einen unerbittlich fest, und wir müssen unseren Weg zu Ende gehen.

Drinnen im Walde fanden wir kleine Streuzettel: – Österreichische Arbeiter, bewahrt Österreich vor der Gleichschaltung! Schützt Österreichs Freiheit und Unabhängigkeit! – An einem Baum war ein Aufruf mit einem Reissnagel befestigt.

Vielleicht war es mein Bruder Franzi, der ihn hergebracht und die Zettel über die Wege gestreut hatte. Hakenkreuzgeschmückte Burschen trampelten mit ihren genagelten Stiefeln darüber hinweg.

Werden wir nächste Woche noch in den Wald gehen können? Oder wird sich Fred nicht mehr in einem Gasthaus mit einer

– Arierin – zeigen dürfen? Was wird in zwei Wochen sein, in sechs Wochen, in einem halben Jahr?

Wenn man es wüsste, könnte man vielleicht Massregeln treffen, aber man weiss es nicht, man weiss nichts mehr. Nur, dass man seine Nerven festhalten muss, die Zähne zusammenbeißen und nicht klein begeben. Aufrecht bleiben, wie Mitzi, wie Franz, wie Karl und Leopold. Bis auch für uns der Frühling kommt.

1. März 1938.

Es ist gar kein richtiges Arbeiten mehr im Verlag. Mitten in einem Diktat fangen die Herren plötzlich an, politische Debatten zu führen. Heute behauptet Dr. Loewy nicht mehr, dass eine Gleichschaltung Österreichs unmöglich sei, er meint nur, es werde einige Zeit dauern und auch nicht in so brutaler Weise durchgeführt werden wie im Reich. – Vergessen Sie nicht: auch unsere Nazi sind noch Österreicher, also kulanter, menschlicher. Wir werden ein Regime bekommen, ähnlich wie in Danzig. Kein Paradies, ich weiss es, aber doch... Und ausserdem sind die Minderheitsrechte der Juden durch den Vertrag von St. Germain garantiert, England und Frankreich haben ihre Unterschrift darunter gesetzt. – – – Das ist richtig –, nickte Herr Guggenheim, – im Vertrag von St. Germain stand allerdings auch, dass Österreich nicht den Namen ‚Deutsch-Österreich‘ führen darf. Hitler nennt es aber ausdrücklich so und nicht anders. – – – Ach, mein Lieber, wie können Sie das vergleichen! Wer wird eines Namens wegen zu Sanktionen schreiten! Im Ernstfall aber... Nein, ich kann mit Ihnen nicht streiten. Schreiben Sie, Fräulein Muth: ‚In Beantwortung Ihres sehr Geehrten vom...‘ – Wissen Sie übrigens, Guggenheim, dass der Grazer Bürgermeister, der am Abend der Schuschniggrede die Hakenkreuzfahne gehisst hat, auf Urlaub geschickt wurde? – – – Gewiss, gewiss, aber gleichzeitig wurde auch der bisherige Landesleiter der VF. von Steiermark, der konsequent für die Unabhängigkeit Österreichs eingetreten ist, abgesetzt und durch den bisherigen Landeshauptmann ersetzt. – Der ist schon wieder weg –, trumpfte der Chef strahlend auf – es sollen jetzt Wiener Leute nach Graz kommen. –

Herr Guggenheim legte den Bucheinband, den er studiert hatte, auf den Schreibtisch weg und sagte: – Also die Steirer sind

schon so unzuverlässig, dass man Wiener hinüberschicken muss. Und das freut Sie, Dr. Loewy? –

– Ich kann mit Ihnen nicht sprechen, Guggenheim. Sie verstehen was von Büchern, politisch sind Sie ein Wickelkind. Haben Sie das, Fräulein Agnes?: In Beantwortung Ihres sehr Geehrten vom... –

Nein, es ist kein ernstes Arbeiten mehr. Und wenn das wirklich noch ein paar Monate dauern soll, dann geht alles kaputt: das Geschäftsleben und die Nerven der Menschen. Es ist ein Spiel wie Katze und Maus, die Nazi sind die Katze. Nicht, dass sie die zahlreicheren wären, aber sie haben eine Schlüsselstellung: die Beamten, die Polizei und die jüngeren Armeeeoffiziere sind verkappte oder jetzt auch schon offene Nazi. Und hinter ihnen steht das grosse, mächtige Deutschland...

Alles, was man jetzt sagt, ist brüchig. Heute Abend besprachen wir beide, Fred und ich, unsere Urlaubspläne. Fred ist für Venedig, ich will nicht. Gewiss, es soll eine herrliche Stadt sein, aber man möchte im Urlaub schliesslich nicht nur etwas Neues sehen, sondern auch wieder einmal richtig Atem schöpfen, eine Zeitung lesen, die die Wahrheit schreibt, und über alles reden können, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Das geht in Italien nicht. Deswegen bin ich viel mehr dafür, dass wir in die Schweiz tippeln. Man hält Autos an und fährt einfach ein Stück mit.

– Und was ist, wenn das Auto nicht stehen bleibt? – fragt Fred.

– Dann winkt man dem nächsten. –

– Und wenn auch dieses nicht hält? –

– Dann dem übernächsten. Warum soll es denn nicht halten? –

– Und warum soll es halten? Weshalb sollen sich die Leute unsererwegen Ungelegenheiten machen? –

– Ach Fred, du hast so wenig Vertrauen zu dir und den andern! Die meisten Menschen sind doch froh, wenn sie einem eine Gefälligkeit erweisen können! –

– Kann ich nicht finden. Ganz im Gegenteil, die Menschen sind froh, wenn sie einen verleumden, austossen, vernichten ... –

Seine Augen flackern. Ich weiss, worauf er hinaus will und breche ab.

– Also schön. Aber es sind meistens Ausländer, die per Auto reisen. Vielleicht interessiert es sie, mit der bodenständigen Jugend Kontakt zu nehmen. –

– Du bist bodenständige Jugend. Ich nicht. Ich nicht. –

– Doch, Fred, du bist ein Intellektueller, hast zwei Semester Jus

studiert, du kannst den Leuten viel schönere Sachen erzählen als ich. –

– Ich kann ihnen nur traurige Sachen erzählen, Agnes. Ich will nicht nach Tirol, dort sind lauter Nazi. –

– Wir fahren doch nur durch, Fred. –

Er beruhigte sich etwas, dann sagte er:

– Ich möchte in ein Land reisen, dessen Sprache ich nicht kenne. –

– Wie komisch! Bei mir ist es umgekehrt! Ich will mich doch mit den Einheimischen verständigen können. –

– Mir ist es lieber, ich verstehe nicht, wenn die Leute auf die Juden schimpfen! –

Jetzt begann ich allmählich wütend zu werden.

– Es ist doch grauenhaft, Fred, dass du alles nur von dem einen Standpunkt aus ansiehst. Als ob sich die ganze Welt nur mit euch beschäftigen würde. Schliesslich haben die Leute noch andere Sorgen... –

– Andere Sorgen haben sie schon, aber es ist keine Sorge, sondern ein Vergnügen, wenn man jemand schlecht macht. –

– Die Arbeiter werden auch ‚rote Bagage – und ‚Marxistenpack – geschimpft und lachen drüber! –

– Ach, das ist doch ganz etwas anderes ... –

Nun verlor ich gänzlich die Geduld: – Etwas anderes, weil es dich nicht berührt. Ihr denkt nur an euch. Wenn Hitler nicht den Antisemitismus auf seinem Programm hätte, dann hättet ihr nichts gegen ihn! –

– Wer – ihr? –

– Ihr Juden. Reiche Juden –, verbesserte ich mich, denn ich dachte an Dr. Loewy und die vielen anderen, die mit Franzi und Mitzi arbeiten.

– Du meinst meine Eltern? –

– Ja, ich meine auch deine Eltern. Dein Vater hat immer bravo geschrien bei der Schuschniggrede, und was hat er schliesslich gebracht ausser der Absage an den Antisemitismus? Keine Freiheit und gar nichts. –

– Liebe Agnes, ich freue mich, dass du so sprichst, ja, glaube mir, ich bin glücklich darüber, dass du mich in diesem Punkte nicht verstehst. Es ist dir vieles erspart geblieben. –

Ich wusste nicht recht, was er meint, wollte mich aber nicht herumstreiten und sagte nur: – Also bist du damit einverstanden, mit mir in die Schweiz zu tippeln? –

– Ich werde es mir überlegen. So eilig ist es nun nicht. –

– Wieso nicht so eilig? Heute in zwei Monaten fahren wir los. –

Er lachte, es klang so traurig, dieses Lachen. – In zwei Monaten! Weiss Gott, was sich alles bis dahin ereignet. –

– Na, und wenn schon, Fred. Auch in einem gleichgeschalteten Österreich werden die Leute auf Urlaub gehen! –

– Aber ich nicht, Agnes. Ich verliere meine Stelle. –

– Na, dann müssen wir eben auskommen mit dem, was ich habe. –

Auf einmal fiel mir der Paragraph – Rassenschande – ein, und ich blickte Fred erschrocken an. Hatte er auch daran gedacht? Er nahm meine Hand und sagte: – Ich danke dir, Agnes, du bist sehr lieb zu mir, ich werde dir das nie vergessen! –

Nicht vergessen! Es war, als nähme er von mir Abschied. Ich setzte mich zu ihm auf den Couch, die kleine Lampe gab ein freundliches, gedämpftes Licht. Von oben kamen aus einem Lautsprecher die – G'schichten aus dem Wiener Wald – . Leicht und graziös schwebten die Töne des Straussschen Walzers, man sah förmlich die wirbelnden Paare vor sich, die Mädchen mit den langen Schleppen, deren Enden sie in der Hand hielten, und die Kavaliere mit den fliegenden Frackschössen. Einmal, lang ist es her, durften die Menschen harmlos fröhlich sein in unserer schönen, heiteren Wienerstadt! Man lebte dahin, konnte Pläne machen, hatte eine Zukunft! Wie mag es auf der Welt vor dem Kriege ausgesehen haben? Ich kann es mir gar nicht vorstellen! Ich fragte:

– Fred, du bist doch vor dem Krieg geboren ? Wie hat es das ausgeschaut? –

Aber er wusste es auch nicht, war damals noch zu klein. Wir sassen da, aneinandergeschmiegt, liessen uns von den Klängen des herrlichen Vorkriegswalzers einwiegen und sehnten uns nach der Vergangenheit wie alte Leute...

2. März.

In der Vorstadt sieht man fast keine Hakenkreuze. Dort ist alles noch beim alten. Der Karl-Marx-Hof, eine der grossen Wohnbauten, die die ehemalige rote Gemeinde errichtet hat, steht gross und mächtig da, bis nach Nussdorf streckt er die Doppelreihe seiner Häuser aus, dazwischen liegen die schönen,

gepflegten Höfe mit den Blumenbeeten. Ich liebe diese Höfe, die Kinder, die dort spielen, und selbst die starken Mauern liebe ich, die in der Feuertaufe des Februars standgehalten haben.

Ich hatte damals grad die Handelsschule hinter mir und sollte in den nächsten Tagen meine Arbeit bei Dr. Loewy beginnen. An dem Vormittag des 11. Februar sass ich bei Mitzi, der Bub war damals nicht wohl. Ich musste ihn beschäftigen, damit er brav im Bett blieb. Gegen Mittag kam die Nachbarin, die Frau Huber, herein, wollte sich ein Ei ausborgen und fragte: – Haben Sie schon g’hört? Die Elektrischen stehen. –

– Die Nazi werden die Leitungen hingemacht haben –, meinte Mitzi und schälte ihre Erdäpfel seelenruhig weiter. Die Nazi stellten damals alleweil Unfug an. Erst als Franzi nach Hause kam, hörten, wir, dass es in Linz schon losgegangen war. Gegen Abend erschien Frau Huber wieder und berichtete, die Heimwehrlere hätten auf einen Burschen im Gasthaus geschossen; niemand wollte das glauben, – ’s wird ein Gerede sein –, sagte Mitzi und fragte, ob auch die Telephonämter streikten; die Huber verneinte, sie habe soeben mit ihrem Mann telephoniert. Auf der Heiligenstädterstrasse vor dem Karl-Marx-Hof rasten Motorradler wie besessen hin und zurück, man hatte das Gefühl, als ob sich etwas vorbereite. – Du gehst jetzt net z’Haus –, erklärte Mitzi, – kannst in Mutters Stube auf dem Sofa schlafen. – Mitzis Mutter hatte eine Zeitlang bei ihnen gewohnt, nun hiess ihr Zimmer nur noch – Mutters Stube –.

Ich legte mich früh hin, aber ich konnte nicht einschlafen, die Motorradler machten einen Mordsspektakel, irgendwo von weitem knatterten Schüsse. Franzi hatte gesagt: – Ich will schauen, was es gibt –, und war nicht wiedergekommen. Mitzi stand die ganze Zeit am Fenster, auch als die Schüsse näherkamen. – Sie stellen Maschinengewehre auf –, hörte ich sie sagen. – Ich glaube, es ist besser, du ziehst dich an, Agnes. – Sie ging hinaus, wahrscheinlich, um das Kind anzukleiden. Ich stand auf und suchte meine Strümpfe, konnte sie in der Dunkelheit und in der Aufregung nicht finden. Und nun machte ich eine grosse Dummheit: ich knipste das Licht an, und drei Sekunden danach zertrümmerte eine Kugel die Fensterscheibe. Da drehte ich schnell ab, aber damit machte ich die Sache nur noch schlimmer. Die Leute draussen hielten es scheinbar für ein Signal, ein Kugelregen prasselte durchs Fenster, das Glas klirrte, die Hängelampe stürzte zu Boden. Plötzlich fiel es mir ein, dass ich getroffen werden könnte;

ich liess mich auf den Boden fallen und kroch auf allen Vieren ins Vorzimmer, das durch Küche und WC. geschützt war. In diesem Augenblick kam Mitzi mit dem Buben auf dem Arm, sie hatte keine Zeit mehr gehabt, ihn anzuziehen, und trug ihn, in eine Decke gehüllt, wie ein kleines Kind. Er war noch ganz verschlafen, seine Backen vom Schlaf gerötet. Das Trommelfeuer hörte etwas auf. – Ihr roten Hunde, wir werden euch zeigen! – grölte eine Stimme, und dann ging es von neuem los. Der Kleine schaute mit grossen, verängstigten Augen drein, er konnte nicht begreifen, was geschah. – Mutti, wirst du sie anzeigen? – fragte er und klammerte sich an den Hals der Mutter.

– Du musst keine Angst haben, Hansl –, redete ihm Mitzi zu. – Du weisst, wenn die Mutter da ist, kann dem Kinde nix g'schehn. – Er legte seinen Kopf an ihre Brust, wie ein Vöglein sich unter dem mütterlichen Flügel versteckt. Wir sassen eine Weile schweigend da. Plötzlich flüsterte Mitzi, und ihre Augen blitzten: – Du, ich glaube, sie schiessen aus dem Haus! –

Wir hörten gespannt zu, aber bei dem Lärm konnten wir nichts unterscheiden. – Ich geh' rauf! – Mitzi war ganz Feuer und Flamme, sie brannte förmlich vor Kampfeslust. – Ich weiss, wo das ist. Der Franzi ist auch dabei. Bleib beim Kind. Die können mich dort brauchen. –

Aber als sie sich erheben wollte, fing der Kleine an, so jämmerlich zu weinen, dass sie sich wieder niedersetzte.

– Man sollt' in dieser Zeit keine Kinder haben –, sagte sie. – Willst net bei der Agnes bleiben? Geh, magst sie doch sonst so gern leiden, die liebe, gute Agnes! Na schön, ich geh' net, i geh' net fort, sei stad. –

Auf einmal wurde das ganze Haus von einem furchtbaren Schlag erschüttert.

– Das sind ja Schwergeschütze! – rief Mitzi. – Die Schufte, die elendigen! Die Kinder schiessen sie uns z'samm! –

– Du, Mitzi, ich hab' gehört, dass man sich im Krieg vor den Bomben in den Kellern versteckt hat. Vielleicht ist es besser, wir gehen in den Keller? –

– Glaubst? Ich hab' aber den Kellerschlüssel net, wart', die Huber hat ihn ... –

Wieder wollte der Kleine ein Geheul anstimmen, aber sie schrie ihn an: – Ich geh' doch nur zu der Frau Huber 'rüber, du lieber Gott, ist des ein Gfrett mit dem Buben! –

Wieder und wieder bebte das Haus von dem Einschlag der

Schwergeschütze, dazwischen gab es Trommelfeuer. Das Zimmer nebenan musste schon ganz zusammengeschossen sein, die Möbel in Stücke, alles kaputt.

Nach einer Weile kam Mitzi zurück; sie hatte die Nachbarin herausgeklingelt, nicht ohne Mühe, denn die Huber hörte nicht, sie stand die ganze Zeit am Fenster. Erst viel später erfuhren wir, dass Mitzi ihr durch ihr Klingeln das Leben gerettet hatte. Als die Huber ins Zimmer zurückging (sie hatte den Kellerschlüssel nicht), war die Nähmaschine vor dem Fenster krumm und kleingeschossen. Die Exekutive hatte die Frau bemerkt und geradeaus auf sie angelegt. Wäre Mitzi eine Sekunde später gekommen, die Huber hätte ihr nicht mehr öffnen können.

Die Schiesserei dauerte die ganze Nacht. Erst gegen Morgen wurde es ruhiger. Wir hörten die Milchwagen fahren. Ich holte meine Sachen aus dem Nebenzimmer und zog mich an. Erst jetzt merkte ich, wie schrecklich ich fror. Und dann verabschiedete ich mich von Mitzi und verliess das Haus. Niemand hielt mich auf, nur zwei Heimwehrlere auf der Strasse fragten mich, wohin ich gehe. – Nach Hause –, sagte ich, und sie liessen mich passieren.

Der Karl-Marx-Hof hielt sich einige Tage. Im Radio erzählten sie, man hätte, bevor man die Gemeindehäuser beschoss, die Frauen und Kinder evakuiert. Sie erzählten auch den Floridsdorfer Arbeitern, dass die Ottakringer sich schon ergeben hätten. Sie erzählten, dass die Provinz zu den Vaterländischen übergegangen sei. Sie wollten nicht nur mit Kanonen zerstören, sie wollten auch vergiften. Man glaubte ihnen nicht, aber man erlag der besser bewaffneten Exekutive. Und dann folgten die Hinrichtungen. Der eine Schutzbündler, Mönchsreiter, war verwundet, und sie mussten ihn auf einer Bahre zum Schafott schleppen. Vergeblich bat der Ingenieur Georg Weisel, der vor dem Revolutionstribunal mutig bekannt hatte: – Jawohl, ich bin ein Sozialist! – und alles auf sich nahm, um seine Untergebenen zu entlasten, um einen Revolver. Man schlug ihm diese – Gnade – ab. Er musste am Schafott sterben.

Die Vollstreckung der Todesurteile wurde im Radio bekanntgegeben. Sie unterbrach die Übertragung von Tanzmusik, um zu verkünden: – Das Urteil an Georg Weisel ist soeben vollstreckt worden. – Und gleich darauf hiess es: – Es folgt ‚Wiener Blut‘ von Johann Strauss ... –

Einige Monate später zahlte Dollfuss für unsere elf Toten. Er starb auf entsetzliche Weise: die Nazi, die ihn wie ein Wild erlegt

hatten, erlaubten weder einen Arzt noch einen Priester zu holen, man liess ihn verbluten. Aber wir wissen: unsere gestrigen Rächer werden unsere morgigen Henker sein.

Kinder laufen im Hofe herum, die Frauen auf den Baikonen rufen sie zum Nachtessen. Es ist ein Abend wie damals, vor vier Jahren. Auch heute und all die Tage hängt etwas in der Luft, eine Unruhe, eine Drohung.

Bei Franzi ist wieder Vollversammlung. Man diskutiert über die Unterredung mit Staud, die gestern endlich zustande gekommen ist. Bis jetzt hatten die Herren des Gewerkschaftsbundes die Illegale Freie Gewerkschaft völlig ignoriert, auch die Tatsache, dass es der Leitung der IFG. gelungen war, die Aktionen der legalen Vertrauensmänner unter ihre Leitung zu bringen. Die offizielle Einheitsgewerkschaft hat zwar in der oberen Leitung ernannte Funktionäre – Klerikale und Überläufer –, aber der mittlere und untere Organisationsstab ist von Vertrauensleuten der – Roten – durchsetzt. In vielen Betrieben musste man sie sogar wissentlich heranziehen, weil sonst irgendein Kontakt mit den Belegschaften ausgeschlossen gewesen wäre. Andererseits versuchte man mit Zuckerbrot und Peitsche, die Arbeiter für den autoritären Kurs zu gewinnen. In jeder Rede sagte Schuschnigg ein paar liebenswürdige Phrasen an die Adresse der Arbeiter und machte ihnen – allerdings sehr vage – Versprechungen. Ja, er wollte sie ehrlich gewinnen, aber ohne Führung und ohne sozialistische Gesinnung, ohne Selbstbestimmung in der Organisation. Doch galt jeder Freigewerkschafter, der eine bezahlte Funktion im Gewerkschaftsbund annahm, öffentlich als Überläufer. Darüber gab es keine Diskussion. Nur die kommunistische Minderheit nahm hier einen andern Standpunkt ein.

Nun hatte das Regime nachgeben und die Verhandlungen mit der IFG. aufnehmen müssen.

Allerdings konnte es sich doch noch nicht recht entschliessen, auf der ganzen Linie Konzessionen zu machen. Die Herren waren einerseits durch den Innenminister und die Drohungen der reichsdeutschen Presse gehemmt, andererseits durch ihren eigenen Hass und Widerwillen gegen die Roten. So hatte sich Staud auch noch heute auf kleinliche, bornierte Weise gegen die vorgebrachten gewerkschaftlichen Minimalforderungen gewehrt und

die Demokratisierungszugeständnisse für einen späteren Zeitpunkt in Aussicht gestellt.

An demselben Abend aber defilierte in Graz der Fackelzug von 20.000 SA.-Leuten und Hitlerjugend vor dem Innenminister. Karl erzählte, dass sich schon am Wochenende drei bis vier vaterländische Deputationen aus der Steiermark bei Schuschnigg eingefunden hatten, um auf die fürchterliche Lage zu verweisen, in der sie sich befänden, und die einzig mögliche Hilfe zu erleben: den Grazer Arbeitern Zugeständnisse zu machen, um sie gegen die Nazi einsetzen zu können. Statt dessen hatte Schuschnigg nach Graz Wiener Militär geschickt und die dortigen Truppen nach Wien befohlen. Man hoffte noch immer und bis zur letzten Stunde, Österreich mit dem autoritären Kurs retten zu können.

– Und ausserdem haben die Herren Angst um ihre Futterkrippe –, bemerkte Karl. – Wie einer unserer Leute dem Staud sagte: ‚Herr Präsident, ich habe meinen Posten zu verlieren –, entgegnete er: ‚Ich auch! – So ganz naiv und ungeniert hat er’s uns gesagt. –

– Die Christlichsozialen sollen ihr Parteiarchiv schon nach Prag gebracht haben –, wandte sich Franzl an Karl.

– Jawohl, das stimmt. Auch wir haben einen besonders gefährdeten Genossen aus unserem ZK. ins Ausland geschickt. –

– Das ist halt so eine Sache –, sagte Franzl. – Wer draussen ist, der ist für die Bewegung so gut wie verloren, der verliert den Kontakt, auch wenn er noch so gut informiert ist. Andererseits muss man die Leute für später retten. –

– Ich habe immer Angst –, sagte ich kleinlaut, – dass ich dieses ‚Später – nicht mehr erleben tu. –

Ich merkte, dass meine Worte auf Missbilligung stiessen.

– Grad du, die du unter uns die Jüngste bist! – meinte Franzl vorwurfsvoll.

Komisch, mit Fred bin ich immer tapfer und zuversichtlich. Aber wenn ich bei meinen Leuten bin, fühle ich mich immer als dummes, ängstliches Ganseri. Es sind halt alles richtige Helden wie die, von denen man in der Schule gehört hat. Man hat immer geglaubt, das ist einmal gewesen, vor langer Zeit. Dann ist die schwere Zeit gekommen, und ein ganz gewöhnlicher Bursche, wie mein Bruder Franzl, ist ein Held geworden. Auch Karl, der sich noch vor einigen Jahren nur für Fussball interessiert hat. Ob auch die früheren Helden so ganz gewöhnliche Menschen waren?

Heute früh bekam ich einen Brief, aus dem ich nicht klug wurde. Er begann zwar: – Liebe Freundin! – Aber nachher kam so ein Kohl, dass ich mir dachte, der Schreiber muss wohl einen Schluck zuviel getrunken haben, oder aber der Brief ist nur irrtümlich an mich gerichtet. Schon wollte ich zu der Frau Doktor gehen, um mit ihr zu beraten, was ich tun soll, als ich mich plötzlich besann, ob dies nicht vielleicht eine Sendung für Heiligenstadt sei. Ich beschloss, nach dem Büro hinzufahren.

Mitzi war ganz entsetzt, als sie hörte, der – Herr Leopold – sei nicht bei mir gewesen, um mich davon zu benachrichtigen, dass ein Brief käme. – Entweder ist ihm was g'schehen, oder aber er wird was erleben –, sagte sie drohend, und ich beneidete den – Herrn Leopold – nicht. Mich hat sie sehr gelobt, und ich habe sogar das Gefühl, dass sie mich jetzt ein bisschen ernster nimmt. Denn sie erzählte mir gleich, dass die Unterredung mit dem Bundeskanzler heute früh endlich stattgefunden hat. Die Arbeiter haben dem Schuschnigg klipp und klar erklärt, Sklaven kämpften nicht, nur freie Menschen, die etwas zu verteidigen haben. Sie verlangten freie Wahl der Arbeiter- und Angestelltenvertreter, eine freie Arbeiterpresse, die Gewährleistung eines sozialen Kurses, Zuerkennung derselben Bekenntnis- und Bewegungsfreiheit in der VF., wie sie den Nationalsozialisten eingeräumt worden sind. Schuschnigg erklärte sich bereit, die Forderungen der Arbeiterschaft in Erwägung zu ziehen und, wie er sagte, – im Rahmen der gegebenen beschränkten Möglichkeiten – beschränkt wegen dem – In Quart – – bereits schon jetzt Zugeständnisse zu machen; andere stellte er für später in Aussicht. In der Frage der Presse war er allerdings sehr reserviert (wenn auch die Nazi heute ihren – Volksruf – haben). Da müsste, meinte Mitzi, vor allem Sorge getragen werden, dass die Polizei mit dem – Quart – an der Spitze nicht jede Nummer gleich beschlagnahmt.

Ansonst verwies er die Leute für Gewerkschaftsfragen an Staud, für politische an Minister Rott, Leiter der SAG., der – Sozialistischen Arbeitsgemeinschaft – im Rahmen des Gewerkschaftsbundes. Übrigens hielt Schuschnigg die Fiktion aufrecht, dass er mit einem von beschäftigten Vertrauensmännern gebildeten Komitee verhandle, nicht mit den Vertrauensmännern der illegalen sozialistischen Bewegung. Die Arbeiter liessen ihm die Freude und gaben sich auch nicht als solche zu erkennen.

– War der Schuschnigg freundlich? – erkundigte ich mich.

– O ja, er entschuldigte sich sogar, dass er bis jetzt keine Zeit gehabt habe, das Komitee zu empfangen, es täte ihm sehr leid. Er soll nur wahnsinnig nervös sein; wenn einer von unsern Leuten etwas abgeschweift ist, hat er sofort gedrängt: ‚Zur Sache! Weiter, weiter, weiter!‘⁴ Und dann sagte er auch, er sei in Berchtesgaden unter der Drohung von Bombenflugzeugen gestanden. Und es käme jetzt darauf an, dass Österreich seinen ganzen Widerstand aufbiete, um die Gleichschaltung zu verhindern. Mit andern Worten: wir dürfen jetzt den Karren, den die Schwarzen in den Dreck gefahren haben, herausziehen. Und wenn wir ihnen auf die Füße geholfen haben, dann dürfen sie uns wieder ins Loch stecken. – Aber eigentlich ist der Schuschnigg auch zu bedauern –, bemerkte ich.

– Mir tut er net leid. Mit ein paar Kutten und ein paar Monarchisten hat er die Keckheit g’habt, die Arbeiterschaft und die Nazi zugleich mit Gewalt zu unterdrücken, und weil drei Viertel des Volkes gegen ihn waren, hat er sich dem italienischen Faschismus in die Arme geworfen. Der Mussolini hat ihn dann gezwungen, den Pakt vom 11. Juli zu unterschreiben. Da musste er sich verpflichten, seine Politik ‚als deutscher Staat – zu führen. Das hat er nun nicht mögen, aber statt dass er dem Volk die Rechte wiedergibt, damit es ihm gegen den Hitler den Rücken steift, hat er den Mordskerl g’spielt, hat er sich gedacht, er wird den Hitler reinlegen. Heimlich hat er seine eigenen Fäden nach Paris und Prag gesponnen, aber auch dort hat er sich nicht festgelegt gehabt, mit einem Hintern wollt’ erhalt auf zwei Stühlen sitzen. –

– Ja, aber das tun andere auch –, sagte ich. – Grad die Politik besteht doch darin, dass man sich nach allen Seiten dreht. –

– Als mein Bruder zu die Kommunisten ’gangen is, sagte ihm der Vater, der noch den Viktor Adler gekannt hat und an die dreissig Jahre in der Partei dabei war: ‚Was willst denn? Du vertrittst nur die eigenen Absätz’ und hast nix hinter dir als deinen Schatten. – So müsste man’s dem Schuschnigg sagen. Und wann er sich schon dem Mussolini verkauft hat, wenn auch umasunst, da derf er sich keine Mätzchen net erlauben, da muss er mit den Wölfen heulen. Er hat aber net aus dem Völkerbund austreten mögen, auch dem militärischen Bündnis von den Katzelmachern mit dem Hitler und den Japanern, was sich Antikominternpakt nennt, ist er net beigetreten. Und als der Göring auf den steiermärkischen

und kärntnerischen Eisenerzbergbau und die steirische Stahlindustrie sein Glotzaug' g'worfen hat, da hat ihm der Kienböck was g'sungen. Da hat's g'heissen: ka Geld, ka Musi. Na, und schliesslich hat sich die Polizei doch entschliessen müssen, mit den Nationalbetonten, dem ‚Befriedungsausschuss‘ von der Teinfaltstrasse aufzuräumen. Wie man die Dokumente g'funden hat, dass der Papen dran glauben soll, damit auch Österreich seinen kleinen Reichstagsbrand kriegt, da ist's dem Schuschnigg zu bunt 'worden, da ist er zu seinem Schutzpatron nach Rom 'gangen und hat sich beschwert. Der Mussolini aber, der hat ihm nur auf die Schulter 'klopft. Und jetzt sitzt der Schuschnigg in der Sauce und wir mit ihm. –

– Manche Leute sagen, wenn wir Deutsche werden, da gibt's wieder Arbeit –, sagte ich.

– Ja, zu welchem Lohn? Und die vielen Abgaben. Ausgeraubt werden wir, wie die Heuschrecken werden s' Österreich bettelarm fressen. Gewiss tut man's den Herrschaften gönnen, die sich nicht genug an Begeisterung über den Hitler tun können. Mei' Gnäd'ge, zum Beispiel, die fragt mich neulich: ‚Na, Frau Muth, was sagen S' zu unserm Führer?‘ Ich stell' mich blöd: ‚Was soll ich sagen, gnä Frau!, sag' ich, ‚ich weiss von nix, mach' mei' Arbeit, mit Politik tu ich mich net befassen, das is nix für uns Frauen.‘ –

– Das is ka Politik net –, sagt s' und zündet sich a Stengel an, derweilen ich den Boden wichs! – Wir sind alle Volksgenossinnen. Wo ist denn die Aschenschale? Immer stellen S' die Aschenschale fort. –

– Die Aschenschale steht auf der Kredenz, Volksgenossin –, sag' ich. Da ist sie verlegen word'n.

– Nein, so derfen S' mich net nennen, Frau Muth –, sagt sie. – Ich bin für Sie die gnä' Frau. –

– Ich bitt' vielmals um Verzeihung –, sage ich. – Ich hab' mir das halt so gedacht, weil die gnä' Frau meinte, wir san Volksgenossinnen. –

– Das schon –, sagt sie, – aber Unterschiede muss es geben. –

– Hat's immer gegeben und wird's immer geben –, fall' ich ihr in die Red'.

– Ja, grad das wollt' ich sagen –, meint s' lächelnd. – Sie sind wirklich eine kluge, vernünftige Person, Frau Muth, und man sieht Ihnen an, dass Sie niemals auf die Hetze von den Roten hing' hört haben. –

Ich lachte mich krumm, immer muss ich bei der Mitzi lachen.

– Ich hätt's nicht ausgehalten und wär' herausgeplatzt –, sagte ich.

– Ich bin solche Gespräche schon g'wohnt. Wir politisieren oft miteinander, mei Gnäd'ge und ich. –

Als ich mich verabschiedete, fragte die Mitzi plötzlich: – Und dei Freund, wie geht's ihm? –

Ich war dankbar, dass sie sich nach Fred erkundigt hat. Ich glaube, wir werden noch sehr intim miteinander werden, die Mitzi und ich.

Den 4. März.

Es ist eine neue Verordnung erlassen worden: alle österreichischen Pässe werden bis zum Jahresende ungültig und ein neuer kostet ab heute 40 Schilling. Damit will man vermutlich die Auslandsreisen erschweren. Dass Passamt und die Banken sollen in den letzten zwei Wochen förmlich gestürmt worden sein. Aber die 40 Schilling halten diejenigen, die sich hier unsicher fühlen, nicht davon ab, wegzugehen; die Leidtragenden werden die wenig bemittelten Urlauber sein, die nun dazu verurteilt sind, ihr Geld den Gastwirten unserer braunverseuchten Alpenländer zu geben. Ein Glück, dass Fred und ich uns voriges Jahr, als wir die Donaufahrt nach Pressburg machten, einen Pass ausstellen liessen.

Die Nachmittagspost brachte eine Einladung unseres holländischen Vertreters an Dr. Loewy. – Sie wollten doch, lieber Doktor, schon lange nach Holland kommen und sich hier umschaun –, schrieb er. – Ich glaube, es wäre jetzt an der Zeit. In ein paar Wochen wird die Konjunktur wahrscheinlich vorbei sein ... –

– Was soll das heissen? – wandte sich Dr. Loewy an sein Faktotum, Herrn Guggenheim. – Ich habe doch niemals die Absicht gehabt, nach Holland zu gehen, und was meint er mit ‚Konjunktur‘? –

– Er meint –, sagte Dr. Guggenheim, – dass Sie schleunigst abdampfen sollen, weil man die Sache hier für faul hält. –

– Na, schön, ich sehe ja ein, dass die Lage nicht rosig ist, aber schliesslich kann uns, solange Schuschnigg Bundeskanzler ist, nichts geschehen, und später hat man immer noch Zeit... –

– Haha, da wird wieder gestritten –, rief fröhlich Hegner zur Tür herein. – Was gibt es denn wieder, teurer Maestro, was hat man dir, du armes Kind, getan? –

– Unser holländischer Vertreter hat uns einen Schlüsselbrief geschickt, den Guggenheim auslegt, wie es ihm passt! –

– Mir passt! Man könnte denken, ich hätte ein besonderes Interesse daran, dass Sie abreisen! –

– Lassen Sie mal sehen. – Hegner nahm Dr. Loewy den Brief aus der Hand. – Momenteri, meine Brille! – Er las halblaut vor sich:

– Nach Holland ... in ein paar Wochen ... und steht Ihnen jederzeit mein Haus zur Verfügung... auf baldiges Wiedersehen ... – Na, wunderbar, Maestro, also wann reisen Sie? –

– Auch du, Brutus! Sie, der Sie von der Schuschniggrede so begeistert waren! –

– Das bin ich heute noch! Ich hätte ihm diesen Elan, diese Wärme nicht zugetraut. Ich hielt ihn für eine Bürokratenseele. Besonders sympathisch berührte es mich, dass er den Ovationen stets ein Ende machte, indem er einfach weitersprach, während Adolf selbst die Huldigungspausen einschaltete und man förmlich fühlte, wie er sie genoss. Das ist alles richtig. Aber haben Sie die neuen Nazidemonstrationen auf der Kärntnerstrasse gesehen? Die Leute ignorieren einfach alle Verbote und Vorschriften, allerdings sehen diese auch kurios aus: Man darf das Hakenkreuz zwar nicht als Parteiabzeichen tragen, aber als Symbol des Antisemitismus ist es erlaubt. Ebenso ist auch der Hitlergruss gestattet, wenn er nicht als Provokation gemeint ist. Die Vaterländischen, die nicht jüdisch versippt sind, laufen in Scharen zu den Nazi über, die Polizei ist unsicher. Maestro, fahren Sie nach Holland, wenn Sie die gute Gelegenheit haben! –

– Die gute Gelegenheit! Unser Vertreter ist ein deutscher Emigrant, der es selbst nicht dick hat. Ich kann ihn nicht belasten, wenn ich nicht unbedingt muss. –

– Vielleicht werden Sie ihn nicht mehr belasten können, wenn Sie müssen, Maestro? –

– Na, und warum nicht? Wie viele Leute haben Deutschland nach den ersten Monaten der Naziherrschaft verlassen! –

– Aber jetzt haben die Herren was gelernt! Und woher wissen Sie, dass wir später in andere Länder überhaupt reingelassen werden? –

– Reingelassen! Wir Österreicher! Wir sind in der ganzen Welt beliebt, wir werden sicher viel besser aufgenommen werden als die deutschen Emigranten! –

– Maestro, Maestro! Sie kennen die menschliche Seele nicht! Die grosse und die kleine Entente haben uns auf dem Gewissen,

ohne die Missgeburt von St. Germain könnte uns der Hitler... Wir dürften ewige Zeiten in unserem guten, katholischen, bodenständigen Antisemitismus und schlamperten Halbfaschismus weiterwursteln, und die Achse Berlin –Rom wäre nicht der Spiess, der uns braun braten wird. Ja, wir sind Opfer, Maestro, und wissen Sie, wie ein Opfer behandelt wird? Stellen Sie sich vor, dass eine Frau, die Sie verführt, mit fünf Kindern verlassen, ihrer ganzen Barschaft beraubt und krank gemacht haben, plötzlich an Ihrer Tür klingelt. Was würden Sie als Ehrenmann tun? Sie würden sich von Ihrem Diener verleugnen lassen. So ähnlich werden die Vorschriften lauten, die die Diener der Regierungen im Auslande, die Konsuln, bekommen werden. Kein Visum, wir wollen nicht immer diese lebendigen Vorwürfe, die uns an unsere törichte Politik mahnen, vor Augen haben. –

– Sie sind gestreich, Hegner –, lächelte der Chef. – Sie sind mein bester Autor, deswegen gehen Ihre Bücher so schlecht, wenn Sie mir das auch nicht glauben wollen. Aber Sie sind ein Schwarzseher, wie Guggenheim. –

– Ich wünsche von Herzen, Herr Doktor, – sagte Guggenheim, – dass Sie Ihren heutigen Entschluss nicht bedauern. –

– Na, und Sie, Herr Guggenheim? – fragte Hegner, – vielleicht nützen Sie die Konjunktur in Holland aus. –

– Ich bin Tschechoslowake. –

– Sie Glücklicher! – rief Hegner. – Wenn auch nicht mehr lange glücklich, so doch noch ein bisschen länger als wir. Und nun sagen Sie mir bitte, warum Sie mich heute am Telephon so angegrobt haben. –

– Das geschah auf meine Veranlassung, lieber Paul Hegner –, erklärte Dr. Loewy feierlich. – Sie sind ein unmöglicher Autor... –

– Wieso denn unmöglich? Sie sagten doch, ich sei der herrlichste von allen, und damit wollten Sie sich auch ausreden, dass meine Bücher, die infolge Ihrer mangelhaften Reklame... –

– Sie haben mir doch versprochen, Sie werden dieses Mal vernünftig sein und bei der Korrektur das Mass des Zulässigen nicht überschreiten. Stattdessen streichen Sie mir wieder ganze Absätze durch und schreiben dafür andere neu ... –

– Gestatten Sie, gestatten Sie, Maestro! Soll ich vielleicht gute Gedanken, die mir nachträglich kommen und die das Buch um so lesenswerter machen, unterdrücken, nur wegen der bisschen Spesen... –

– Nein, das sollen Sie nicht, Herr Hegner, aber ich werde Ihnen das bisschen Spesen vom Honorar abziehen. –

Hegner liess sich auf einen Sessel fallen.

– Maestro, das wollen Sie mir antun? Wahrhaftig, ich habe das nicht um Sie verdient. Ich war Ihnen immer treu, und ich werde es immer bleiben, auch später, wenn die Schriftsteller, die die Schweinerei nicht mitgemacht haben, wieder modern werden ... –

– Und warum sollen Sie nicht bei mir bleiben? – fragte der Chef gereizt. – Habe ich Sie um Ihr Honorar geprellt? Seitdem Sie diesen Wisch gegen die Nazi unterschrieben haben, kann ich trotz Ariernachweis keines Ihrer Bücher in Deutschland verkaufen, und trotzdem ... –

– Ich weiss, Maestro, Sie sind ein anständiger Bursche. Aber wenn Sie die Bibel als erster verlegt hätten, sie wäre niemals über Mesopotamien herausgekommen ... –

– So? Wir verhandeln jetzt wegen einer holländischen, einer polnischen und einer englischen Übersetzung. Glauben Sie, dass die Kollegen im Auslande selbst auf den Gedanken gekommen sind, Sie zu drucken? Ich muss ihnen gut zureden, mein Lieber, wenn Sie es wissen wollen! –

– Meine Herren –, griff Guggenheim voller Milde ein, – warum diese Töne? Lasst uns freundlichere Töne anstimmen und ... –

– Das soll wohl ein Beethovenzitat sein? – fragte Hegner verbittert, – Dann muss es nicht, 'meine Herren', sondern 'Freunde' heissen! Und ich lasse mir keine Vorschriften in Bezug auf Korrekturen machen, meine Herren, beziehungsweise Freunde! –

Und dann wurden sie plötzlich still, alle drei. Denn es fiel ihnen auf einmal ein, dass das Buch möglicherweise gar nicht mehr erscheinen werde.

Am Abend sprach Dr. Jury, einer der – Nationalbetonten –, der mit Seyss-Inquart im – Befriedungsausschuss – gearbeitet hatte, als Hochverräter verhaftet und jetzt amnestiert worden war. Er redete die Hörer – Volksgenossen und Volksgenossinnen! – an und sprach ganz ungeniert von den – Nationalsozialisten Österreichs – !

Das deutsche Reisebüro in der Kärntnerstrasse ist der Wallfahrtsort der Nazi geworden. Elegante Damen pilgern dorthin mit Blumensträssen, die sie vor dem grossen Hitlerbild deponieren wie vor einer Madonna. Grüne Jungen patrouillieren davor, provozieren die Passanten. Alle zehn Schritte bieten die Nazi-

kolporteure brüllend ihre Zeitung, den – Volksruf –, an. Heute nachmittag riefen sie – Zweite Ausgabe – aus und machten ein Bombengeschäft: alle Leute glaubten, es sei eine Extraausgabe, aber es erwies sich als Schwindel: es war nur die zweite Nummer ihrer Zeitung, die bereits vor drei Tagen erschienen und schon längst überholt ist.

Den 5. März.

Wir waren gespannt, ob auch Seyss-Inquart in seiner heutigen Rede in Linz sein Publikum mit – Nationalsozialisten – ansprechen werde. Die Aufmachung dieser Rede erinnerte ganz an die bewährten Muster im Reich: feierliche Ankündigung, dann unvorstellbares Gebrüll, dröhnende Heilrufe, die auch zwischendurch den Referenten unterbrachen. Aber was der Minister sagte, konnte man heutzutage eher gemässigt nennen, und man begriff nicht recht die Ovationen der Linzer SA. Abgesehen davon, dass er zwar – Volksgenossen –, aber nicht wie Jury – österreichische Nationalsozialisten – sagte, gestand er seinen Leuten nur die Rechte zu, die sie sich ohnehin schon genommen hatten, wie das Tragen des Hakenkreuzes, den Hitlergruss, die 90prozentige Legalität. Er wies sie an, ein gesittetes Benehmen an den Tag zu legen, keine Demonstrationen zu veranstalten und an die Arbeit zu gehen. (Unter – Arbeit – verstand er vermutlich die langsame Gleichschaltung Österreichs.) Ein Satz klang allerdings recht merkwürdig, so meinte er unter anderem, wir wollten unabhängig bleiben, wer sich aber Deutschland widersetze, der bringe diese Unabhängigkeit in Gefahr. Spielte er damit auf Schuschnigg an? Fast konnte man ihn so verstehen, dass er sich notgedrungen und nicht aus freien Stücken dem Diktat Hitlers und des Chefs der Gestapo, des Herrn Himmler, unterwarf.

– Mein Vater hat gehört –, erzählte Fred, – dass dieser Seyss ein Freund Schuschniggs ist und ein guter Katholik. Demnach wäre er also nicht für einen hundertprozentigen Anschluss, sondern möchte für Österreich einen österreichischen, gemilderten Nationalsozialismus, der an den heutigen Zuständen nicht viel ändern wird. –

– Ich weiss nicht, Fred, ob in diesem Falle nicht der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Schliesslich ist er doch gleich nach seinem Machtantritt nach Berlin gefahren. –

– Das hat er müssen. Du hörst doch, er meint, wenn man sich dem Hitler widersetzt, so kommt es nur noch schlimmer. –

– Na, und wer hat ihn gezwungen, in der Teinfaltstrasse mitzutun? –

– Na ja, er ist Nationalsozialist, aber halt ein gemässiger –, sagte Fred gereizt.

Ich schwieg, ich will ihn nicht ärgern. Diese armen Menschen versuchen sich seit zwei Wochen einzureden, dass es – nicht so schlimm sein wird – . Zuerst hiess es, Frankreich und England würden uns helfen. Dann glaubte man, dass Schuschnigg mit seinen Vaterländischen Ordnung schaffen werde. Jetzt geben sie schon die Möglichkeit einer Gleichschaltung zu, reden sich aber ein, es werde nicht so schlimm sein.

– Ich muss gleich nach dem Essen fort –, teilte mir Fred mit.

– Die Tante reist heute nach Frankfurt zurück, ich muss sie zur Bahn bringen. –

– Ist sie denn noch nicht fort? –

– Nein! Sie war nur inzwischen in Graz, bei der Schwester ihres Mannes. Graz soll schon ganz braun sein. –

– Wie kann denn die Tante so in der Welt herumgondeln? Ich dachte, deutsche Juden bekämen keine Pässe oder nur zum Auswandern. –

– Ja, die hat Glück, du, die ist Litauerin. Was haben die sich angestrengt, um die deutsche Staatsbürgerschaft zu erwerben! Nun sind sie heilfroh, dass ihnen das nicht gelang. Am 1. April 1933, dem Tage des Judenboykotts, riss die Tante, ein kuraschieretes Frauenzimmer, das Plakat 'Jüdisches Geschäft' mit dem gelben Fleck ab. Die Nazi wollten gegen sie vorgehen, mussten aber mit langer Nase abziehen, als sie hörten, dass es sich um eine ausländische Firma handle. Eine sehr nette Geschichte erzählte die Tante von dem grossen Warenhaus 'Israel' in Berlin. Israel ist britischer Staatsbürger, also kann man ihn nicht zwingen, sein Geschäft zu verkaufen. Man wollte zumindest durchsetzen, dass er alle seine jüdischen Angestellten entlässt, er verbat sich aber jede Einmischung in seine Privatangelegenheiten. Nun wissen sie sich nicht anders zu helfen, als dass sie die Strasse vor dem Warenhaus aufgerissen haben, angeblich wegen Reparaturen. Aber diese Reparaturen dauern schon über ein dreiviertel Jahr. –

– Warum will eigentlich Alice nicht abreisen? – fragte ich.

– Sie meint, es sei nicht dringend. Ausserdem spielt sie gern mit dem Feuer. Und sie hat sich auch schon tüchtig verbrannt. Aber

sie kann's nicht lassen. Nichts reizt sie so sehr wie Gefahr, dabei hat sie schwache Nerven und klappt gleich zusammen. Ein komisches Gewächs. –

– Ich habe ein Buch von ihr gelesen, das hat mir gut gefallen. –

– Ja, sie ist ein talentiertes Frauenzimmer, aber sie könnte viel mehr leisten. Es fehlt ihr die innere Ruhe und die Substanz, die du in so hohem Masse besitzt, Agnes. –

– Ich, Fred? Ich bin doch keine Schriftstellerin. –

– Jetzt hätte ich fast wie der Mephisto gesagt: Du gut's, unschuldiges Kind. –

– Das soll wohl heissen: Du dumme Gans? –

Er lachte. – Nein, das soll es keinesfalls heissen. Komm, gib mir einen Kuss, ich muss laufen. Und was wirst du tun? –

– Ich geh zu der Frau Doktor in ihr Zimmer. Sie ist jetzt immer so traurig, weil der Herr Nikitin nimmermehr kommen will. –

– Ein Leander scheint er demnach nicht zu sein! Du weisst nicht, wer Leander ist, Agnes, das merke ich dir an, also, damit du es weisst: Das war der Herr, der ein Meer durchschwommen hat, um seine Braut zu besuchen. Zweimal gelang es ihm, aber das dritte Mal musste er dran glauben! –

– Das ist nicht richtig! Er musste schon beim zweiten Mal dran glauben! –

– Sieh einer an, also kennst du die Geschichte doch, ich hatte dich unterschätzt. Ich gehe jetzt, Kinderl, und komme morgen in der Früh, dass wir hinauskommen. –

– Möchtest du dir nicht die Rede von Zernatto anhören? Er antwortet dem Seyss als Leiter der Vaterländischen Front! –

– Ach, du lieber Gott, wann werden denn diese Leute aufhören, auf unseren Nerven herumzutampeln! Einer droht, der andere beruhigt, ich habe genug von diesen Wechselbädern. Am schönsten ist es noch, wenn wir zwei allein für uns sind und versuchen, die grosse, hässliche Welt zu vergessen! –

– Ja, das ist das Allerschönste, Fred. –

Ich bin glücklich, dass ich ihn hab'.

Die arme Frau Doktor! Sie freute sich sehr, als ich hereinkam. Sie bot mir eine Tasse Tee an. Ich holte mir einen Lehnstuhl und einen ganzen Packen zerrissener Strümpfe, von denen wir Frauen immer Vorrat haben. Eine Zeitlang sassen wir schweigend da, jede mit ihren Gedanken beschäftigt, dann sagte ich:

– Frau Doktor, ich möchte so gerne etwas wissen. –

– Was denn? – fragte sie.

– Ob Sie sich schwer bei uns eingelebt haben, als Sie von Russland emigrieren mussten? –

– Merkwürdig, woran Sie denken, Agnes. Ja, es war nicht leicht, obschon ich ganz gut Deutsch und in der Schule mühelos folgen konnte. Aber man ist so allein in einem fremden Lande, das ist es. –

– Inwiefern allein, Frau Doktor? –

– Es gibt tausend kleine Dinge, die anders sind. Und bei uns ist so vieles anders, wissen Sie. Wenn ich meine Schulfreundinnen unaufgefordert besuchte und selbstverständlich – für uns selbstverständlich – zum Nachtessen da blieb, hielt man mich für ein aufdringliches, ungezogenes Geschöpf. Ich konnte auch gar nicht begreifen, warum die Leute so verlegen waren, wenn ich nach zehn Uhr abends kam. Aber auch ich war von meinen Mitschülerinnen tief enttäuscht. Sie dachten nur an Männer, Tanzen und so. Sie schienen mir dumm und oberflächlich. Ich habe sehr lange gebraucht, um zu begreifen, dass man Gefühle und Gedanken haben kann, auch wenn man nicht beständig darüber debattiert und lebenslustig ist. –

– Und wann haben Sie das begriffen, Frau Doktor? –

– Eigentlich erst, als ich nach vielen, vielen Jahren wieder nach Russland kam – zu einem naturwissenschaftlichen Kongress in Moskau. Da fühlte ich plötzlich mit Schrecken, dass ich zu diesen – zu den Meinigen – nicht mehr gehöre. Sie sprachen und urteilten über alles, auch über Dinge, die sie nicht kennen, wie den Westen, und wenn wir eine andere Meinung hatten als sie, so betrachteten sie uns misstrauisch. Das wirkte auf mich ungemein komisch. Aber vor allem störte mich ihr mangelhafter Ordnungssinn und der Umstand, dass ihnen jeder Zeitbegriff abgeht. Jedesmal, wenn ich mich schlafen legen wollte, klopfte jemand bei mir an, und im Hotel summt und schwirrt es bis zwei Uhr in der Nacht. Ich begreife nicht, wie diese Leute morgens frisch zur Arbeit sein können. –

– Also sind die Menschen, nach denen Sie sich jahrelang gesehnt haben, für Sie ‚diese Leute‘ geworden! – sagte ich nachdenklich.

– Habe ich ‚diese Leute‘ gesagt? Ja, das ist so. Man gehört nicht ganz in seine neue Heimat, aber der alten ist man entfremdet. Das ist das Schicksal des Emigranten. –

– Und finden Sie, Frau Doktor, dass es auch zwischen den westlichen Völkern so grosse Unterschiede gibt wie zwischen den

Russen und den Deutschen? Oder glauben Sie, dass sich ein Österreicher zum Beispiel leichter im Ausland einleben könnte? –

– Ein Österreicher? Das ist möglich, sie haben doch jahrhundertlang mit anderen Nationen unter dem gemeinsamen Nenner der Habsburgermonarchie gelebt. Allerdings haben sie sich auch immer sehr schlecht mit ihnen vertragen. Aber warum machen Sie sich solche Gedanken, Agnes? Wollen Sie denn auswandern? Ich würde es Ihnen nicht raten, auch wenn es hier zum Schlimmsten kommt. Sie haben eine Stelle, das ist heute schon sehr viel. Oder will Ihr Freund emigrieren? –

– Das weiss ich nicht, wir haben noch nicht darüber gesprochen. Ich wollte nur hören, wie es ist, Frau Doktor, denn Sie haben das doch alles mitgemacht. –

– Ja, mein Kind, und deshalb rate ich Ihnen: gehen Sie nicht ins Exil, wenn Sie nicht müssen. Tragen Sie lieber das Schicksal mit, das Ihrem Volke auferlegt wird. Mit der Heimat verlieren Sie sich selber. Sie werden entwurzelt, ein Blatt im Wind. Nur deswegen misslang meine Ehe. Ich war für ihn immer das Mädchen aus der Fremde. –

– Aber mit Herrn Nikitin sind Sie doch glücklich? –

– Soweit man es in dieser Zeit und unter diesen Umständen sein kann. Auch er ist ein Wanderer. Und nun ... –

Ich wusste, was sie sagen wollte. – Vielleicht wird noch alles gut –, sprach ich den Satz, den ich immer wieder mir und Fred vorspreche, ohne an ihn zu glauben.

Sie war so weit verwestlicht, dass sie meinen konventionellen Trost gelten liess: sie lächelte sogar dabei, wie man bei uns lächelt, wenn man Kummer hat. – Vielleicht –, sagte sie.

Den 7. März.

Die Zeitungen brachten in grosser Aufmachung die Rede des Ministers Zernatto. Er hat seine scharfe Missbilligung ausgesprochen ... den Nazi? O nein, den Gerüchtemachern. Wenn man ihm glauben wollte, wäre alles in schönster Ordnung, und nur die Miesmacher und Überängstlichen liessen das Land nicht zur Ruhe kommen. Weiss er denn nicht, was in Österreich vorgeht? In Graz haben in den Ämtern Listen kursiert, in denen sich die Nazibeamten eintrugen. 92 Prozent der Beamten der Landesregierung, alle Richter und Beamten des Landesgerichtes bis auf

zwei, alle Beamten der Unfallversicherungsanstalt bis auf zwei haben sich durch Unterschrift zu den Nazi bekannt! Sie alle wissen, dass, wer heute seine Unterschrift verweigert, morgen brotlos wird. Die Vaterländische Front in den Alpenländern ist völlig zersetzt. Amtswalter der VF., die vier Jahre lang die guten Österreicher gemimt haben, gehen mit dem Hakenkreuzabzeichen herum, grüssen mit dem Hitlergruss, hissen auf ihren Häusern Hakenkreuzfahnen! Der Minister des Innern hält höchstpersönlich mit den – illegalen – Vertrauensmännern der Nazipartei in Graz und Linz Vertrauensmännerversammlungen ab, und die verbotenen SA. und SS. stehen bei seinem Empfang Spalier!

Damals, am 24. Februar – wie ist das schon lange her! –, hatte Schuschnigg gesagt: – Bis hierher und nicht weiter! – Seitdem ist er von Tag zu Tag gezwungen worden, immer weiter zu gehen. Heute sind die Vaterländischen in der Defensive. Der angekündigte Versammlungsturm der VF. – 3'000 Versammlungen mit der Tagesordnung – Mit Schuschnigg für Österreich – – wurde unter dem Druck der Nazi abgesagt. Leute aus der Provinz erzählen, dass hohe Staatswürdenträger mit den Nazi demonstrieren: so z.B. der Sicherheitsdirektor von Steiermark, der in einer Bar, als auf Verlangen der Nazi das verbotene Horst-Wessel-Lied gespielt wurde, aufstand und mit dem Hitlergruss grüßte.

Und noch etwas, was keine Zeitung schrieb, was aber auch bekannt ist: der österreichische Generalstabschef Jansa ist auf ultimatives Verlangen Hitlers penioniert worden; er war nämlich mit dem von Hitler am 4. Februar davongejagten Generalstabschef von Fritsch befreundet gewesen und hatte sich überdies dagegen gewehrt, dass das österreichische Bundesheer mit deutschem Kriegsmaterial ausgerüstet und dadurch im Ernstfälle auf die deutsche Kriegsindustrie angewiesen sein werde.

Nur die Arbeiterschaft hat sich gegen die Naziflut fest und widerstandsfähig erwiesen. Man hat weder bei uns noch in der Provinz Arbeiter unter den Nazidemonstranten gesehen, dagegen sehr viele unter den Gegendemonstranten, so dass die Nazi in den Alpenländern diese Gegenaufzüge als – bolschewistisch – bezeichnen. Aber selbstverständlich hat Herr Zernatto das nicht erwähnt. Sie tun noch immer so, als bestünde der – autoritäre Staat – unverändert fort!

Selbst die Vaterländischen sind über den Zernatto, der nur herumgeredet, aber nicht eine konkrete Zusage gemacht hat, konsterniert. In Freds Büro ist ein höherer Funktionär der VF.

beschäftigt, ein gewesener Offizier. – Er muss gehen, der Zernatto –, meinte er heute, – wenn er es selbst nicht fühlt, wird man es ihm nahelegen, wir brauchen heute eine ganz andere Führung. – Und nach Arbeitsschluss bat er Fred: – Warten Sie einen Augenblick auf mich, Herr Brenner, ich möchte Sie etwas fragen. –

Fred war sehr verwundert, denn noch niemals hatte Kienkl so eine Aufforderung an ihn gerichtet. Sie gingen zusammen die Stiege hinunter.

– Sagen Sie mir aufrichtig, Herr Brenner –, Kienkl legte Fred die Hand auf die Schulter, – würden Sie uns in einer entscheidenden Aktion unterstützen? –

– Was für eine Art von Aktion? – fragte Fred.

– Ich bin nicht ermächtigt, Näheres zu sagen. Ich kann Ihnen nur verraten, dass wir in den nächsten Tagen zu einem Schlag ausholen, der den ganzen Naziumtrieben mit einem Male ein Ende machen wird. –

– Wenn Sie das können –, sagte Fred, – so stehe ich Ihnen selbstverständlich voll und ganz zur Verfügung. –

– Ich danke Ihnen, Herr Brenner, ich weiss, dass man sich auf Sie verlassen kann. –

– Es ist ja auch mein Interesse –, bemerkte Fred.

– Ja, gewiss. Das Gute bei den Juden ist, dass sie nicht Nazi werden können, auch wenn Sie's gerne wollten. –

Ich musste lachen. Fred ärgerte sich, er ärgert sich heute so leicht!

– Was ist denn da zu lachen? – möchte ich gerne wissen. – Wenn jemand zu mir Vertrauen hat... –

– Nein, es ist nur so komisch, dass er sich freut, die Juden könnten nicht Nazi werden, weil die anderen ihnen davonlaufen. –

– Das ist sehr traurig und gar nicht komisch. Herr Kienkl sagte mir übrigens auch, dass man grosse Konzessionen an die Arbeiterschaft plant... –

– Na, das wäre aber schon an der Zeit! –

– Du bist so gehässig geworden, Agnes. Der Schuschnigg ist ein anständiger Mensch. Er ist kein Antisemit, ist sogar mit dem Franzl Werfel befreundet. –

Es war gut, dass wir Theaterkarten hatten und fort mussten, sonst hätten wir uns wieder gestritten.

Als ganz junges Mädchen habe ich mal das Burgtheater geliebt. Vom Stehplatz der dritten Galerie habe ich – Maria Stuart – gese-

hen und Grillparzer und Goethes – Iphigenie –, die so schön und unaktuell ist, weil sie nicht lügen will, selbst nicht, um das Leben ihres Bruders, ihres Freundes und das eigene zu retten. So anständig waren die Menschen früher.

Heute gehen wir nur selten ins Burgtheater, es ist teuer, und Fred will unbedingt, dass wir Sitzplätze nehmen. Die meisten Stücke interessieren uns auch nicht. Aber über dieses hatte man viel gesprochen und geschrieben, es behandelt eine Zeit, die noch nicht lange vorbei ist und deren Auswirkungen wir heute stärker spüren wie je. Es heisst – Der dritte November –, und der Autor, Franz Theodor Csokor, hat den Burgtheaterring dafür erhalten.

Es ist schon spät, aber ich bin noch nicht schläfrig. Ich denke an den heutigen Abend. Ich sehe die Personen vor mir, diese Offiziere, hoch oben in den Bergen, im Erholungsheim. Sie stammten aus verschiedenen Teilen der alten Monarchie, es ist ein Kroat, dabei, ein Pole, ein Italiener, ein Deutschösterreicher. Aber sie sind Kameraden, Soldaten einer Armee. Und dann plötzlich ist diese Kameradschaft nicht mehr da. Ein Matrose kommt und erzählt von dem Waffenstillstand, und dass es kein Österreich-Ungarn mehr gibt. Und nun besinnt sich jeder auf seine Nationalität. Der Kroat telephoniert nach Laibach, der Triestiner denkt daran, dass seine Heimat wieder zum grossen Mutterland kommt. Ein einziger freut sich nicht, der Österreicher. Er fühlt sich von den Bundesgenossen verlassen, jeder von ihnen trägt mit sich ein Stück Grösse und Macht des alten Reiches fort. Ahnt er vielleicht auch das Schicksal des neuentstandenen kleinen Deutschösterreichs, das, an allen Gliedern amputiert, mit übermenschlichen Kräften um seine Existenz ringen wird, um schliesslich verschlungen zu werden? Er erträgt den Zusammenbruch all dessen, für das er viele Jahre lang gekämpft und geblutet hat, nicht. Er taumelt hinaus, und es fällt ein Schuss.

An seinem Grabe finden sich noch einmal die alten Kameraden. – Das ist kroatische Erde –, sagt der Kroat und wirft eine Schaufel voll auf den Sarg. – Das ist italienische Erde –, folgt ihm der Triestiner. – Das ist polnische Erde! – – – Das ist ungarische Erde! – Nur der Regimentsarzt Dr. Stern schüttet seine Schaufel schweigend aus. Dieses Schweigen ist uns durch eine Kritik, die wir in einer ausländischen Zeitung gelesen haben, verständlich. Bei Csokor sollte der Regimentsarzt – Das ist österreichische Erde! – sprechen, aber der Regisseur des Burgtheaters fand es unschicklich, das Österreichertum durch einen Juden vertreten

zu lassen. Doch dadurch bekam die Figur des Doktors eine grössere, eine symbolische Bedeutung. Er ist der wirklich Heimatlose im Stück, nicht der Tote unten im Grabe, und seine Stummheit ist viel tragischer als der Schuss, den der Offizier sich durch die Schläfe jagt.

Selbstverständlich redete Fred auf dem Nachhauseweg nur über diese Dinge. Aber ich dachte an den Matrosen. Eigentlich ist er der einzige unter den Personen, der gewöhnliche, normale menschliche Gefühle äussert, wie sie wahrscheinlich die meisten Kriegsteilnehmer hatten, als sie von dem Waffenstillstand hörten: er freut sich, dass der Krieg aus ist und er wieder nach Hause kann zu seiner Familie, und er ist auch ganz zufrieden damit, dass es die Habsburger, die ihn hinausgeschickt haben, nicht mehr gibt. Diese Empfindungen schienen dem Burgtheater zu ordinär für die Ohren seines Publikums, und weil man nicht zugeben wollte, dass ein Mann aus dem Volke so wenig vaterlandsliebend ist, liess man ihn in angeheitertem Zustande auftreten. Das ist eine recht dumme Geschichtsfälschung, denn neun Tage nach dem 3. November kam der 12., die Geburt der neuen, demokratischen Republik Deutsch-Österreich, und dieser Tag wurde von der grossen Masse des Volkes bejubelt. Der 12. November galt jahrelang als Nationalfeiertag, erst die – Schwarzen –, die Monarchisten sind, schafften ihn wieder ab. Ja, die Freiheit und Demokratie waren dem Volke mehr wert als die Macht eines Nationalitätenstaates, der nicht ordentlich Zusammenhalten wollte. Und so ist es nicht nur eine Dummheit, sondern eine Niedertracht von dem Burgtheater, dass es die Äusserungen der Freude über die erneute Heimat in den Mund eines Betrunknen legt. Für einen Offizier mag der 3. November eine Tragödie gewesen sein, für unsreiner war er es gewiss nicht.

Das Leben im Dollfussösterreich ist für uns ebenso schwer, weil die führenden Leute das Volk nicht verstehen. Da fällt mir ein Absatz aus dem Buch eines Russen ein – an seinen Namen kann ich mich nicht mehr entsinnen: – Vor dem Kriege haben die Dinge nur eine Wahrheit gehabt. Dann haben sie sich umgedreht, und man hat ihre andere Wahrheit gesehen. Und so ist es: die Herren sehen die eine Wahrheit und wir die andere. Was ihnen wert ist, das ist für uns leeres Stroh, und was uns lieber ist als der Mutter ihr Kind, das möchten sie am liebsten vernichten. Und so bin ich dir nicht böse, dass du mich Verbrecher (oder Betrunkener) nennst: weiss ich doch, dass du die andere Wahrheit siehst. –

Ist es möglich, dass diese Zeit, in der wir fürchteten, alles zu verlieren, für uns das Morgenrot einer neuen Freiheit wird? Sie flüstern nicht mehr im Karl-Marx-Hof, Mitzi lachte heute, nicht höhnisch, nein, so wie einst, froh und hoffnungsvoll.

Gestern fand zum erstenmal nach vier Jahren wieder eine legale Arbeiterversammlung statt. Die Betriebsvertrauensmänner, die am 3. März bei Schuschnigg gewesen waren, hatten verlangt, dass ihnen das Recht gegeben werde, über das Ergebnis der Unterredung zu berichten und das Komitee, das in den nächsten Tagen mit dem Minister Rott und dem Gewerkschaftsobmann Staud verhandeln soll, von den Vertrauensmännern der Arbeiterschaft wählen zu lassen. Schuschnigg hatte dem zugestimmt.

Karl, der dabei gewesen war, erzählte von dem Verlauf der Versammlung: Die Vertrauensmänner kamen in dem Floridsdorfer Arbeiterheim zusammen, um das man im Februar 1934 so erbittert gekämpft hatte. Die Versammlung wurde mit dem Rufe – Freiheit – und dem sozialistischen Kampfgruss der gehobenen, geballten Faust, eröffnet. Der Vorsitzende hielt zuerst den Opfern der Februarkämpfe einen Nachruf, den die Versammlung stehend anhörte. Dann ergriff der Referent das Wort. Er sprach so freimütig, als ob es in Österreich schon die Freiheit gäbe, die erst erkämpft werden muss: Nicht der 12. Februar 1938, sondern der 12. Februar 1934 hätte den Sieg Hitlers besiegelt. Die Arbeiter seien auch nicht gewillt, bedingungslos das jetzige Regime zu unterstützen, auch wenn ihre Führer sie dazu aufforderten, würden sie nicht mitgehen. Man muss ihnen zuerst etwas geben, was ihnen wert erscheint, verteidigt zu werden. Sie hätten von Schuschnigg die Selbstverwaltung aller Arbeiterorganisationen, die Besetzung aller Vertrauensmännerfunktionen mit Männern des wirklichen Vertrauens der Arbeiterschaft, die Aufhebung aller Verordnungen, welche die sozialen Gesetze ausser Kraft setzten (und deren es viele gab im autoritären Staat), die Freiheit des Bekenntnisses zu sozialistischer und freigewerkschaftlicher Gesinnung, eine freie und unabhängige Arbeiterpresse verlangt. Die Ausführungen des Referenten wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen, und viele Diskussionsredner meldeten sich zum Wort. Alle billigten das Verhalten des Vertrauensmännerkomitees, ausser einem Kommunisten, der den legalistischen Ausnützungswillen seiner Partei vertrat ebenso wie ihre illusionistische

Volksfrontlinie bis zur äussersten Konsequenz. Er verlangte nicht nur, dass die Arbeiter Funktionen in der – schwarzen – Gewerkschaft und sogar in der VF. übernehmen, sondern auch, dass sie den Schuschnigg ohne jede Gegenforderung unterstützen. Diese Kapitulationspolitik wurde allgemein abgelehnt, die Richtlinien der revolutionären Sozialisten gutgeheissen und das Verhandlungskomitee formell bestätigt.

Und dann gingen sie in die Nacht hinaus wie einst – zu zweien und zu dreien, ohne die Furcht, verhaftet zu werden. Niemand störte sie, nicht die Nazi und nicht die Polizei. Nein, dieses Glück wird keiner verstehen, der nicht illegal, mit allen Hunden gehetzt, in einem geknechteten Lande gelebt und gewirkt hat. Sich immer verstecken müssen, stets gewärtig sein, dass eine Polizistentatze sich einem bleischwer in die Schulter krallt: – Sie kommen mit! – Jedesmal, wenn geklingelt wird, schnell zu überlegen, ob man nicht in der Wohnung etwas Verbotenes hat! Und wie oft fällt man herein wegen Dingen, die man für völlig harmlos hielt! Ein Bekannter erzählte mir, dass der haussuchende Polizist eine Gravüre von Fidus als Pornographie beanstandet hatte! Es gibt natürlich auch andere, die ehemals selbst sozialdemokratisch organisiert waren und bemüht sind, nichts zu finden. Einer sagte der Mutter des – Verdächtigen – : – Ich hoffe, Ihr Sohn ist so klug gewesen, alles Überflüssige wegzuschaffen. – Ja, aber solche Beamte sind in der Minderzahl.

Man lernt stumm und schlau sein, man wird ein Heuchler. Man ist darauf bedacht, dass nicht zuviel Leute in einer Wohnung zusammenkommen, oder dass sie zumindest nicht alle auf einmal Weggehen. Man ergreift Vorsichtsmassregeln, die den Menschen in einem freien Land lächerlich scheinen. Lernen sich zwei – Illegale – kennen und kommen sie infolge der Arbeit öfters zusammen, so verabreden sie zunächst, wo sie sich kennengelernt haben. Denn eine beliebte Frage beim Verhör ist nach dem – Komplizen – . – Kennen Sieden? – – Kennen Sie die? – Einfach verneinen ist manchmal gefährlich, denn vielleicht ist man von einem Spitzel zusammen gesehen worden. Sagt man aber: – Wir haben uns bei einer Donaufahrt am 4. Juli 1936, um 4 Uhr nachmittags, kennengelernt. Ich habe mir die Zeit so und den Tag so genau gemerkt, weil sich meine Grossmutter gerade damals verlobt hat –, so klingt das äusserst glaubhaft.

Man muss auch den Polizisten gegenüber eine entsprechende Haltung bewahren. Man darf sie zwar nicht herausfordern, aber

noch weniger empfehlenswert ist es, Angst zu zeigen. Angst ist immer verdächtig, obschon es gerade die Unschuldigen, völlig unpolitischen Leute sind, die am meisten Furcht vor der Polizei haben. Selten gibt sich ein ehrsamer Bürger dazu her, etwas in seiner Wohnung aufzuheben oder einem Verfolgten Gastfreundschaft zu gewähren, selbst dann, wenn er von sich behauptet, mit den Linken zu sympathisieren. Die unbescholtenen Leute bleiben immer unter sich. Die anderen auch.

Wir hörten in der Schule von der Zeit Metternichs und der – Heiligen Allianz – und wie Europa damals voller Atemnot war. Man plapperte nach, was im Lehrbuch stand oder was der Lehrer erzählt hatte, und dachte sich nicht viel dabei. Man lernte, wie vor der grossen Französischen Revolution die Menschen auf eine Denunziation hin für lange Jahre in die Kasematten verschwanden und wie im Zarenrussland Menschen, die für eine Konstitution eintraten, zu Tode gepeitscht oder nach Sibirien verschickt wurden. Das alles klang wie ein Schauerfilm. Und nun erleben wir ähnliches im benachbarten Land, wo der Druck grösser und die Strafen furchtbarer sind als bei uns. Vielleicht, ja ganz bestimmt, wird die Zeit kommen, wo die Schulkinder und auch die Grossen alles, was wir durchmachen, als eine gruselige Geschichte empfinden werden. Eine Geschichte, die gut ausgeht, oder...?

9. März.

Also das ist's, was Herr Kienkl meinte, als er sagte, Schuschnigg hole zu einem Schlag aus, der den ganzen Naziumtrieben ein Ende bereiten werde.

Für heute Abend war seine Rede aus Innsbruck angesagt, die grosse Überraschungen bringen sollte. Fred kam am Spätnachmittag ganz aufgereggt zu mir gelaufen und sagte, er hätte gehört, es würde eine Volksabstimmung geben. Wir waren entsetzt. Schon seit Jahr und Tag ist das die Forderung der Nazi, und man weiss aus Deutschland, mit welchen Mitteln sie arbeiten und wie gut sie es verstehen, die Leute so unter Druck zu setzen, dass sie nicht anders stimmen können, als wie es die Führer wollen. Wenn sie in Österreich auch noch nicht über den Staatsapparat verfügen, so ist es ihnen doch ein leichtes, namentlich in der Provinz, die Wähler zu terrorisieren, indem sie die Gegner mit Gewalt

daran hindern, ihre Stimme abzugeben, in die Wahllokale eindringen, die Wahlleiter durch Terror zwingen, die Stimmzettel zu fälschen usw. Ist es möglich, dass Schuschnigg auch dieser Naziforderung nachgegeben und sich selbst die Schlinge um den Hals gelegt hat?

– Ich möchte mir seine Rede in einem Kaffeehaus anhören –, schlug Fred vor, – ich bin neugierig, was die Leute für Gesichter machen, daran kann man auch beurteilen, wie diese Abstimmung gemeint ist. –

Aus dem ersten Café gingen wir gleich wieder heraus, weil wir am Büfett einen Mann mit Hakenkreuz in freundschaftlichem Gespräch mit dem Wirt erblickten. Allerdings ist es heute bereits schwer, ein Café zu finden, wo es keine Leute mit dem Naziabzeichen gibt. Wir entschlossen uns für ein bescheidenes Lokal auf der Währinger Strasse. Man führte uns nach rückwärts, in einen Raum, wo die Gäste – lauter kleiner Mittelstand – Schach und Karten spielten. An einem Nebentischchen sassen zwei Männer und eine dicke, rotblonde Frau, die typische Geschäftsfrau, Inhaberin eines Spezereiwarenladens oder einer Fleischhauerei. Vor einigen Jahren war diese soziale Schicht gut christlich gewesen, wenn auch von einer bodenlosen Wut gegen die rote Gemeinde erfüllt, die sie Steuern zahlen liess. Sie erhoffte sich nach dem Februar 1934 eine Verminderung ihrer Lasten, aber gerade das Gegenteil trat ein, nur dass die Abgaben einen anderen Namen bekamen. So wurde die Wohnbausteuer, gegen die das bürgerliche Wien besonders gewettert hatte, weil sie für die Errichtung von Volkswohnhäusern verwendet wurde, nicht gestrichen, sondern sie blieb als – Zinsgroschenabgabe – bestehen, wobei allerdings nur noch Assanierungsbauten mit teuren Luxuswohnungen finanziert wurden. Als die Leute sahen, sass es ihnen unter den – Christlichen – nicht besser, sondern schlechter ging, liefen sie in Scharen zu den Nazi über und glaubten nicht, wenn man ihnen sagte, dass die Lasten in Hitlerdeutschland noch viel grösser seien als in Österreich.

Ein Zeitungskolporteur kam mit einer Extraausgabe herein. Alles wandte sich ihm zu, aber keiner kaufte – war es Boykott, oder hatten sie tatsächlich die zehn Groschen nicht? Als Fred dem Kolporteur winkte, blickte man ihn neugierig an, und dann wurde von allen Seiten um das Blatt gebeten.

Die Neuigkeit, die man zu lesen bekam, war tatsächlich ausserordentlich.

Für den 13. März war ein Volksentscheid angesetzt! Jeder Österreicher und jede Österreicherin wurden aufgefordert, am nächsten Sonntag für die Unabhängigkeit eines – sozialen, freien, deutschen Österreich – mit – Ja – zu stimmen!

Die Formulierung setzte uns in Erstaunen. Das war nicht die Sprache der Nazi, sondern ganz und gar diejenige Schuschniggs. Auch hatte man das Wahlalter hoch hinaufgesetzt, auf 24 Jahre, wie in der Monarchie. Die Nazi zählten aber ihre Parteigänger gerade unter der Jugend, die von der Stimmabgabe ausgeschaltet war. Die Leute sahen sich verdutzt an. Nun wurde ihnen die Forderung, die sie seit Jahren erhoben hatten, erfüllt, und sie wussten nicht recht, ob sie sich darüber freuen sollten oder nicht.

Die Rede Schuschniggs liess sie nicht im Unklaren darüber. Er sprach nicht wie einer, der unter Zwang steht, sondern voller Kampfbegeisterung, gewillt, seine Sache bis zum Äussersten zu verteidigen. Als er die Ermordung von Dollfuß erwähnte und mit innerer Bewegung erklärte, er würde diese Stunden des 25. Juli 1934 nie vergessen, lächelte die Frau ironisch. Vielleicht hätte auch Mitzi so gelächelt. Es ist entsetzlich, wie die Verfolgungen, der beständige Zwang uns entmenschet haben, dass die Feindschaft selbst vor der Agonie des Gegners nicht Halt macht!

Kein Zweifel: der Volksentscheid war der Coup, den Schuschnigg eronnen hatte, um ein für allemal die deutschen Märchen zu widerlegen, dass der Staat – Deutschösterreich – in seiner überwiegenden Mehrheit anschlussfreudig sei. Aber wenn er so etwas wagte, so musste er seiner Sache sicher sein und überzeugt, dass diese Abstimmung sich nicht gegen ihn wenden würde, dass die Mehrheit des Volkes hinter ihm stand!

Der Jubel und die Heilrufe, die der Lautsprecher nach Beendigung der Rede wiedergab, zeigten, dass seine Getreuen ihn wohlverstanden hatten. Brachte der 13. März einen grossen Erfolg für die Regierung, so konnte Deutschland nicht mehr seine fortwährende Einmischung in unsere Angelegenheiten mit dem Vorwand rechtfertigen, es wolle den unterdrückten deutschen Bürgern helfen. Da hatte der Hitler in Österreich zumindest moralisch endgültig ausgespielt. Gelang es, den Naziterror bei der Durchführung des Volksentscheides abzuwehren und eine Mehrheit für Schuschnigg zu erhalten, so war die Unabhängigkeit Österreichs auf lange Sicht und vielleicht für immer gesichert.

Unsere Nachbarn an den Nebentischen sassen mit dummen Gesichtern da. Dass ihr Lieblingswunsch gegen sie ausgespielt

werden sollte, war zuviel für ihr Fassungsvermögen. Sie waren daran gewöhnt, dass ihr – Führer – der ganzen Welt Streiche spielte, dass er selbst in die Grube, die er gegraben, rutschen sollte, das hatte es noch nicht gegeben. Die dicke Frau war unruhig geworden, sie stand alle Augenblicke auf, ging zum Lautsprecher, kam wieder zurück, machte halblaute Bemerkungen. Wir lachten absichtlich laut auf, worauf der eine der beiden Männer sie verdrossen anbrüllte. Und dann begann Zernatto über die Durchführungsbestimmungen der Wahl zu reden.

Daraus ging auch klar hervor, warum Schuschnigg den Ausgang der Abstimmung nicht zu fürchten brauchte. Sie war geheim, ja gewiss. Jeder konnte ungehindert in die Wahlzelle gehen und dort seinen Stimmzettel in den Umschlag stecken.

Aber er brauchte sich nicht diese Umstände zu machen, denn – als aufrechter Österreicher – konnte er sich auch offen vor der ganzen Welt (das heisst vor den Wahlleitern und Polizeispitzeln) zu der Freiheit und Unabhängigkeit seiner Heimat bekennen.

Wir mussten lachen. Wahrhaftig, Bundeskanzler Schuschnigg war bei Adolf Hitler in die Schule gegangen. Eine richtige, demokratische Wahl würde das gewiss nicht sein, aber uns kam es vor allem auf das Resultat an, und das schien vielversprechend.

Unbeschreiblich waren die Bestürzung und die Wut am Nebentischen. Einer der Männer sagte: – Welcher Wachebeamte wird es wagen, in die Wahlzelle zu gehen? Dann werden doch alle wissen, dass er mit ‚Nein‘ gestimmt hat! – Und die dicke Frau sprang hoch wie ein Federball und kreischte: – Das ist Terror! Das ist Terror! –

– Ganz wie in Deutschland –, riefen Fred und ich wie aus einem Munde.

– O nein, in Deutschland sind die Wahlen frei! – entgegnete die Dicke zähnefletschend.

Fred wieherte auf. Ich fürchtete ein wenig, dass die Leute ihm mit Hinblick auf seine schwarzen Haare – Judas verrecke! – oder – Gehen Sie nach Palästina abstimmen! – zurufen könnten. Aber ganz das Gegenteil geschah. Der Mann flüsterte der Frau etwas zu, und sie verstummte, sass da wie ein gekochter Krebs und sagte nur ganz leise, gleichsam als Abschluss: – Es wird ihnen doch nichts nützen. –

Die Leute blickten uns von der Seite an, weil wir uns als Vaterländische bekannt hatten. Nun sah es auf einmal so aus, als hätten sie wieder etwas Angst bekommen. Scheinbar nahmen auch die

Nazi Wechselbäder, bald überkam sie der Schüttelfrost der Furcht, bald das ahnungsvolle Beben des baldigen Sieges. Aber sie waren im Vorteil: hinter ihnen stand das grosse Deutschland, hinter uns nur die platonischen Sympathien der Westmächte und der – Schutzpatron – in Rom, der uns wahrscheinlich schon längst preisgegeben hatte.

Wir gingen in die Nacht hinaus. Wie nach der Schuschniggrede gab es freudige Gesichter, – Heil-Schuschnigg – Rufe, Entspannung. Alles war siegesgewiss; die wutverzerrten Nazigesichter steigerten noch die Stimmung. Lange genug hatten die Nazi die Bevölkerung terrorisiert; in Deutschland sperrten sie die Katholiken unter hässlichen Verleumdungen ein, nun sollten sie am eigenen Leib spüren, wie der Zwang schmeckt. Dass unsere Braunen am kommenden Sonntag nun doch zähneknirschend für Schuschnigg mit – Ja – stimmen mussten, versetzte die ganze Antinazibevölkerung in Heiterkeit.

– Was glaubst du, wie würde die Wahl ausfallen, wenn sie geheim wäre? – fragte Fred.

– Das hängt vielfach davon ab, welche Haltung die Arbeiter einnehmen werden! –

– Wieso? Sind sie denn nicht gegen den Hitler? –

– Ja gewiss, aber dieses ‚Ja‘ bedeutet doch auch ein Vertrauensvotum für Schuschnigg, und viele werden sich nicht dazu hergeben wollen, für ihre Unterdrücker zu stimmen. – (Ich dachte an Mitzi.)

– Das verstehe ich nicht, Agnes. Der Hitler ist doch auch für die Arbeiter das weit grössere Übel. –

– Gewiss, Fred. Das sehen sie auch ein, sonst hätten sie nicht mit Schuschnigg verhandelt. Aber du musst bedenken, dass viele monatelang eingesperrt waren, viele ihre Stellen verloren haben. Du weisst doch, dass es jetzt ein Gesetz gibt, jeder Arbeitnehmer könne wegen staats- oder regierungsfeindlicher Betätigung ohne Rechtsvermittlung entlassen werden. Die Leute sagen sich nicht: ‚Unter Hitler wird es uns noch schlimmer ergehen –, das ist für sie nicht so greifbar nah wie das Unrecht, das ihnen das jetzige Regime zugefügt hat. –

– Ja, das kann man eigentlich verstehen –, sagte Fred, aber seine Stimme klang ziemlich enttäuscht.

– Mein Bruder Franzi erzählte, dass die Feindschaft gegenüber den ‚Schwarzen – in den ersten zwei Jahren so gross war, dass sich zwischen den eingesperrten Roten und den eingesperrten Nazi

oft eine bedenkliche Solidarität zeigte. Und ausserdem ist die arbeitslose Jugend erfüllt von einem unklaren Radikalismus, der sie den Nazi zutreibt. –

– Dann hat also Herr Kienkl recht gehabt –, meinte Fred mit resigniertem Lächeln. – Nur die Juden sind zuverlässige Antinazi. –

– Nein, das stimmt nicht, Fred. Aber wenn man gegen die Cholera ist, so ist es noch nicht gesagt, dass man sich für einen Durchfall begeistern muss. –

– Deine Vergleiche sind malerisch, aber nicht zutreffend –, meinte Fred. – Denn wenn der Durchfall mich vor der Cholera schützt, so stimme ich natürlich für das kleinere Übel. –

– Gewiss, aber leider haben wir schon in Deutschland die Erfahrung gemacht, dass das kleinere Übel nur die Überleitung zu dem grösseren ist. Die Leute hatten den Hindenburg gewählt, weil sie sich dadurch vor dem Hitler zu schützen glaubten, derweil hat dieser Deutschland den Nazi ausgeliefert. –

– Schuschnigg wird Österreich niemals ausliefern. –

– Nein, aber seine Versöhnungspolitik den Braunen gegenüber und seine Härte gegen alles, was sozialistisch und demokratisch ist, hat alle Antinazikräfte lahmgelegt und dadurch Hitlers Sieg vorbereitet. –

– Mit einem Wort, du wirst mit Nein stimmen? –

– Wie kannst du so fragen, Fred, du weisst, dass ich das schon deinetwegen niemals täte. Und ausserdem werden die Nein-Wähler möglicherweise Unannehmlichkeiten haben. –

– Und vor allem: es wird ihnen nichts nützen, das ist das Schöne. –

Hoffentlich! Schuschnigg spielt seine letzte Karte aus. Wenn sein Manöver gelingt, wird er als österreichischer Held gefeiert werden, wenn nicht – teilt er das Schicksal des Negus und wir sind verloren.

10. März 1938.

Nach den vielen Jahren zum ersten Male wieder Wahlrummel, Plakate, Streuzettel, Aufrufe in der Presse, Wahlreden. Aber trotzdem ist es ganz anders als früher: damals war es ein Wettrennen von mehreren Parteien, das etwas von Sportgeist hatte, trotz aller Erbitterung; hier ist es der verzweifelte Kampf einer einzigen Partei gegen einen Feind, der jenseits der Grenze steht.

Jenseits der Grenze? In der Inneren Stadt sieht man verbissene Gesichter, und niemals fehlen die Hakenkreuze. Die Demonstrationen dauern an. Man erzählt sich aber, dass Seyss-Inquart im Radio sprechen wollte und Schuschnigg es ihm verboten hat. Die Vaterländischen scheinen Oberwasser zu haben, das merkt man auch daran, dass die – Gewissenswürmchen –, wie man früher das rot-weiss-rote Bändchen nannte, sich seit gestern stark vermehrt haben, auf ein Hakenkreuz kommt heute ein Gewissenswürmchen. Rechnet man noch die Leute dazu, die kein Abzeichen tragen, die also entweder rot sind oder indifferent, so ergibt es doch noch eine überwiegende Antinazimehrheit.

In Heiligenstadt sieht man gewöhnlich weder Hakenkreuze noch das vaterländische Bändchen. Letzten Sonntag gab es vereinzelte Drei Pfeile im Wienerwald, aber nicht viele. Man steckt sie auch ungern an: unter diesem Abzeichen ist die Weimarer Republik zusammengebrochen. Jeder hat das Gefühl, dass ein neues notwendig wäre – na, wenn wir die Freiheit bekommen, so wird sich bald eines finden.

Die Freiheit! Die Leute stehen auf der Strasse und diskutieren, ohne die Stimme zu senken, ohne sich umzuschauen. Ja, der Zerfall der Vaterländischen Front und das sichtbare Gegeneinanderwirken von – schwarz – und – braun – in der Regierung hat gewissermassen eine politische Leere, ein Spiel- und Bewegungsraum für andere Kräfte geschaffen; die immer kühner werdende Masse stösst nicht auf den gewohnten Widerstand der Exekutive.

Und dass man nach vier Jahren endlich – endlich – den Mund auf-tun kann, versetzt die Leute in einen Rauschzustand. Die Naziumtriebe spielen sich in der Stadt ab, hier ist man unter sich, und man glaubt an den Anbruch einer neuen Zeit!

Um so mehr war ich über den Pessimismus meines sonst so zukunftsfrohen Bruders beeindruckt. Franz und auch Karl hielten diese Lockerung des autoritären Regimes nicht für den Übergang zur Demokratie, sondern für eines der mannigfaltigen Vorzeichen des Unterganges Österreichs in der braunen Barbarei. Diese Meinung vertraten auch die leitenden Genossen der Partei. Trotzdem wurden die Verhandlungen mit Rott und Staud fortgesetzt, und beide waren, wie sich Karl ausdrückte, hart zum Kochen. Besonders schwer ging's mit Staud, der anscheinend Angst hatte, den gewählten Männern der Arbeiterschaft weichen zu müssen. Deswegen sabotierte er, soweit er konnte, versprach Wahlen für einen späteren Zeitpunkt, ohne sich auf die detaillier-

ten Forderungen des Komitees – die Garantien für die Vorbereitung und Durchführung dieser Wahlen – einzulassen. Daher hatte das Komitee den Wunsch geäußert, nochmals direkt mit Schuschnigg zu verhandeln, was ihm, trotz Stauds Unzufriedenheit, für Freitagnachmittag auch zugestanden wurde.

– Ich find’ –, sagte der Holub-Onkel, der Mann von der Resi-Tant’, der bis jetzt schweigend zugehört hatte, die Pfeife im Mund, – dass ihr Jungen nicht richtig vorgehen tut. Und vor allem denkt ihr nicht auf alles. Wie ich euch so zuhören tu – keinem ist eingefallen, von dem Schuschnigg zu verlangen, dass er wieder den Arbeitersängerverein erlaubt. Na seht ihr. Hab ich’s doch gewusst. –

– Wir haben vorerst noch wichtigere Forderungen als diese, Peter-Onkel –, sagte Karl. – Aber wenn sie uns alles andere zugehen, dann kommen auch noch die Arbeitersänger dran. –

– Also ganz zum Schluss –, sagte der Onkel unzufrieden. – Hab ich’s doch gewusst. Was ist für euch Jungen ein Arbeitersänger? Ich bin 25 Jahre lang jeden Samstagnachmittag in den Verein gegangen, gesungen hat man, ein Krügel Bier getrunken, wer nicht zu die Abstinente g’hört hat, und ’s war gut. Und nun hiess es plötzlich aus, ganz aus. Seit vier Jahren weiss ich nimmer, was ich am Samstagnachmittag anfangen soll, stimmt’s, Mutter? –

– Ob’s stimmt –, bestätigte die Resi-Tant’, – die ganze Woche tu ich mich vor dem Samstag fürchten, weil er immer so grantig ist. Jessas, wann sie doch den Verein freigeben täten! Da ginget ich gleich mit ‚Ja‘ stimmen. –

– Du gibst aber dei’ Stimme billig her, Resi-Tant’ –, bemerkte Mitzi bissig.

Karl warf Mitzi einen missbilligenden Blick zu.

– Sie hat ganz recht, die Resi-Tant’, wenn’s uns auch nicht auf den Arbeitersängerverein allein ankommt. So schwer es uns fällt, wir dürfen am Sonntag nicht abseits stehen oder gar mit ‚Nein‘ stimmen. Ich lese auch den Entwurf unseres Aufrufes vor, der schon morgen zur Verteilung gelangt. –

Er zog aus der Brusttasche ein zusammengefaltetes Blatt – auch das konnte man sich schon bei uns erlauben, den Text eines Flugblattes einfach in der Brusttasche zu tragen – und las:

– Die österreichische Arbeiterschaft darf am Sonntag nicht mit ‚Nein‘ stimmen, weil sie dadurch den Hitlerfaschismus begünstigt. Sie kann an diesem Tage dem autoritären Regime nicht heimzahlen, was dieses an der Arbeiterklasse Österreichs im

Februar 1934 und seither verbrochen hat; sie würde sich damit in ein noch grösseres Verderben stürzen. Der 13. März ist nicht der Tag der Abrechnung der Arbeiter mit den Austrofaschisten.

Der 13. März ist für sie nur ein Tag der Bekundung ihrer fanatischen Feindschaft gegen den Hitlerfaschismus.

Darum muss die Arbeiterschaft am Sonntag, dem 13. März, mit ‚Ja‘ stimmen! –

Karl sah Mitzi, die mit vorgeneigtem Kopfe zuhörte, eindringlich an und fuhr in seiner Lektüre fort:

– Die Abstimmung wird das Schicksal Österreichs nicht entscheiden, sondern nur ein radikaler, freiheitlicher Vernichtungskampf gegen den Nationalfaschismus.

Drum Schluss mit der autoritären Katastrophenpolitik.

Nieder mit dem Hitlerfaschismus!

Freiheit! –

– Nun, was sagst du dazu? – Karl schien sich nur an seine Schwester zu wenden.

– Wie sie den Franz bei der Druckerei erwischt haben –, sagte Mitzi, und ihre Stimme bebte vor Aufregung, – da hat er zuerst eine Polizeistrafe von sechs Monaten wegen Fortsetzung der politischen Tätigkeit gekriegt; dann nochmals sechs Monate wegen Vergehens gegen das Pressegesetz. Dann hat ihn das Gericht wegen Hochverrats zu einem Jahr verurteilt, und dann erst sollte er ins Anhaltelager kommen. Für ein und dasselbe Vergehen viermalige Bestrafung unter verschiedenen Namen. Kann es schlimmer kommen? Ich sage: nein, schlimmer kommen kann es nicht. –

– Dann bist du über den Hitlerfaschismus nicht genügend informiert, Mitzi. In Deutschland steht auf Hochverrat lebenslänglich oder Todesstrafe. –

– Das kleinere Übel! – Mitzis Stimme klang bitter. – Das berühmte kleinere Übel! –

– Es bleibt keine andere Wahl –, sagte Karl.

Die anderen nickten. Alle waren beklommen. Mitzi warf den Kopf zurück:

– Weisst du noch, Agnes, wie sie da hineingeschossen haben? – Sie deutete auf das Fenster. – Die ganze Nacht hat das Haus vor ihren Maschinengewehren gezittert. –

– Mitzi –, sagte Karl, – auch in unserem Kampfe gelten dieselben Gesetze wie im Krieg: da gibt einer an und die anderen folgen. Wenn du was nicht verstehst, so sage dir: die Genossen von der

Leitung übersehen das besser, und halte Disziplin. Das ist alles, was man von dir verlangt. –

– Ich glaub', wenn ich für Schuschnigg stimme, da dreht sich mir der Magen um –, erklärte Mitzi mit düsterer Stimme.

– Lass ihn sich ruhig umdrehen, er dreht sich schon wieder zurück –, sagte Karl. – Und dann hast du doch gehört: du stimmst nicht für den Schuschnigg, sondern gegen den Feind Nr. 1, den Hitler. –

Mitzi schwieg verdrossen, aber alle fühlten, dass sie sich gefügt hatte.

– Ich wollte euch noch alle ersuchen, und besonders dich, Mitzi –, fuhr Karl fort, – in euren Äusserungen vorsichtig zu sein: Es ist uns bekannt, dass bereits seit einigen Tagen Offiziere der Gestapo mit Hilfe der nationalsozialistisch eingestellten höheren Polizeibeamten Listen anlegen, in denen alle als aktive Sozialisten oder Kommunisten bekannten Genossen verzeichnet sind. Desgleichen sind an alle SA.- und SS.-Führer in den Bezirken Weisungen ergangen, die schlagartige Aushebung der ortsbekanntesten Sozialisten und Kommunisten vorzubereiten. –

Diesmal ging ich von meinem Bruder in viel bedrückterer Stimmung, als ich gekommen war.

An der Opernkreuzung stiessen wir auf eine Arbeiterdemonstration.

Sie marschierten in Vierer- und Fünferreihen, wie sie es von den früheren Aufzügen gewöhnt waren. Dort, wo die Nazi das Hakenkreuz trugen, glühte eine rote Nelke. Sie bogen in die Kärntnerstrasse ein, was sie in früheren Jahren nie getan hatten, denn die innere Stadt mit ihren vielen Luxusgeschäften, Luxuscafes und dem Korso der eleganten Spaziergänger gehört den reichen Leuten und dem Fremdenverkehr. So war es kein Wunder, dass die Nazi sich diesen Bezirk für ihre Demonstrationen ausgesucht hatten. Erstens konnten sie hier mit der Sympathie des einheimischen promenierenden Publikums rechnen (sofern es nicht jüdisch war), zweitens bei den Ausländern den Eindruck erwecken, dass ganz Österreich nationalsozialistisch sei. Aber jetzt war weit und breit kein Hakenkreuz zu sehen; so, als ob die kleine Gruppe von 300 Arbeitern der Besen gewesen wäre, der den braunen Unrat aus der Stadt gefegt hätte. Selbst gutangezogene Leute blieben stehen, blickten auf die Demonstranten mit einem Wohlwollen, das sie in früheren Jahren nicht gekannt hatten, und riefen ihnen – Heil Schuschnigg! – zu. Die Genossen antworteten

mit – Freiheit – und dem sozialistischen Kampfgruss: Heben der geballten Faust. Und auch aus dem Publikum kamen die Rufe – Freiheit! –

Vor mir im Spalier stand eine Frau in einer kurzen Pelzjacke, die besonders laut und begeistert – Freiheit – schrie und die behandschuhte Faust in der Luft schwenkte. Etwas an ihr kam mir bekannt vor. Ich trat einen Schritt vor, blickte ihr über die Schulter und erstarrte. Es war Alice, die Schwester Freds!

Sie hatte mich auch erkannt. – Herrlich, was! – sagte sie strahlend, – nach vier Jahren wieder Luft. Nun geht es aufwärts. –

Ich konnte mich noch immer nicht vor Staunen fassen.

– Seit wann bist du Sozialistin, Alice? – fragte ich und merkte gar nicht, dass ich sie geduzt hatte.

– Komm, wir wollen ihnen nachgehen –, sagte sie und zog mich an der Hand, – ob sie vor dem Erzbischofpalais an Stephansplatz defilieren? Dem Innitzer dreht sich der Magen um. Und das Hitlerbild im Reisebüro wird einen Sprung bekommen. –

– Fred hat mir niemals gesagt, Alice, dass auch du... – – Ach, was weiss er! – Alice zuckte ungeduldig die Achseln. – Schau, selbst die Kolporteure des ‚Volksrufs‘ sind verduftet; wenn das gerufene Volk kommt, so suchen sie das Weite. Du musst wissen, alle, die hier den Demonstranten zujubeln, sind gute, bodenständige Bürger, die endlich eingesehen haben, dass der autoritäre Weg sie doch nicht ins Paradies führt, wie sie hofften. Die Juden sind heute viel zu ängstlich, um jemand zuzujubeln. –

Wir hielten uns an der Hand und liefen den Demonstranten nach, mit uns viel Jugend, auch ein paar ältere Leute. Ringsumher keine Wache, es war wie im Traum.

– Ha, sie biegen in die Spiegelgasse ein, vermutlich wollen sie nach Erdberg. Solche kleine, spontane Antinazidemonstrationen soll es heute schon den ganzen Tag gegeben haben. Läufst du weiter, Agnes? Ich muss leider nach Hause, habe zu arbeiten. –

Ich ging mit ihr zurück. Ich hatte etwas auf dem Herzen, das ich unbedingt zur Sprache bringen musste.

– Alice –, sagte ich etwas beklommen, – sag’ mir bitte, warum hast du von Fred so eine schlechte Meinung? –

Sie lachte: – Schlechte Meinung ist zuviel gesagt, aber... er ist so weich, ein Mollusk, ja, er kommt mir wie eine Schnecke vor, kaum dass die Welt sie ein bisschen rau anpackt, schwups! kriecht sie wieder in ihr Gehäuse zurück. – Ich schwieg, ich versuchte zu überlegen, ob Alice recht hatte.

– Habe ich dich gekränkt? – fragte sie und drückte mir den Arm. – Das wollte ich nicht. Ich wundere mich nur immer, was ein Mädel wie du an so einem Burschen gefressen hat. –

– Ich verdanke Fred sehr viel –, sagte ich. – Ich musste früh auf eigenen Füßen stehen und konnte deswegen nicht so viel lernen, wie ich gern gewollt hätte. Fred hat sich meiner angenommen, hat mir Bücher gebracht und mir erklärt, was ich nicht verstanden habe. Auch in Konzerte hat er mich gebracht. Andere Burschen laden einen nur ins Kino ein, weil es dort dunkel ist. Aber bei Fred hatte ich gleich das Gefühl gehabt, er will mir helfen wie ein Freund, nicht, um was davon zu haben. –

– Na, er hat aber doch etwas davon gehabt –, entgegnete Alice schnippisch. – So ein nervöser Kerl, wer hält das aus? Ich sagte neulich zu Mama: ‚Du musst froh sein, wenn sich ein nettes Mädel gefunden hat, das die Geduld für ihn aufbringt/ –

Also hatten sie von mir gesprochen. Ich fühlte, wie ich rot wurde. Vielleicht merkte Alice etwas, denn sie sagte schnell:

– Du hast übrigens der Mama recht gut gefallen, sie war angenehm überrascht. –

– Wieso? – fragte ich etwas gereizt. – Was hat sie sich denn vorgestellt? –

– Ach, was weiss ich, dass du das Messer beim Essen in den Mund steckst und so lauter Blödsinn. Und der Papa findet, du schaust aus wie eine Apfelblüte, so weiss und rosig. Sag’ mal, hast du eigentlich von Natur aus lockiges Haar oder bist du dauergewellt? –

Ich weiss nicht, wieso ich plötzlich an Hegner denken musste. Vielleicht, weil er auch so viel und sprunghaft redet.

– Kennst du vielleicht Paul Hegner? – fragte ich.

– Jawohl, ein sehr anständiger, etwas konservativer Herr. –

– Wieso konservativ? Er gilt als radikaler Schriftsteller, wir haben unsere liebe Not mit ihm. –

– Das will gar nichts heissen, alle anständigen Menschen gelten heute als radikal. Er ist gegen die Regierung, weil er sie nicht für wirklich christlich hält, und seine Gegnerschaft gegen die Nazi entspringt vor allem einem ästhetischen und altösterreichisch empfindenden Herzen. Er war gegen den Anschluss selbst damals, als die NSDAP, sich erst als Bierverein etablierte, über dessen Niveau sie übrigens nie hinausgekommen ist. Unsereiner legt vor allem Wert, von Sozialisten regiert zu werden: ob es Deutsche oder Österreicher sind, diese Frage kommt erst in

zweiter Linie. Aber Hegner wäre todunglücklich, wenn er in den Ämtern nicht mehr ‚Habe die Ehre, Herr Oberleutnant‘ und einiges andere mehr zu hören bekäme. –

– Er ist kein Monarchist –, bemerkte ich.

– Weil er gegen die Zensur ist. Er glaubt mit Recht, dass der Otto alle Unarten von Schuschnigg, also auch die Presse-Unfreiheit, beibehalten wird. Aber trotzdem bin ich glücklich soweit, dass ich mir sage: Lieber Habsburg als Hitler. –

Wir waren bei der Opernkreuzung angelangt.

– Leb wohl, Agnes, ich muss jetzt machen, dass ich fortkomm’. Und schau zu, dass du aus meinem Bruder einen Menschen machst. –

Ich wollte protestieren, aber sie war schon weg.

Ich ging nach Hause, die Strassen waren voller Leben, vaterländischer Abzeichen und Hoffnung.

11. März, 2 Uhr nachts.

Es ist aus.

Ich schreibe diese Zeilen, weil ich nicht schlafen kann. Die Welt ist eine riesige Mausefalle für diejenigen, die das Gute wollen. Und wir haben nicht die Kraft, alle miteinander, die zugeschlagene Tür zu öffnen, die uns in die Freiheit führt.

Der Tag begann so hoffnungsvoll.

Durch die Strassen sausten die Reklameautos der Vaterländischen Front und warfen Zettel aus: – Stimmt mit Ja! – Auch auf den Trottoirs waren grosse – Ja – neben vaterländischen Kruckenkreuzen mit weisser Farbe gemalt. Aus den Lautsprechern tönnten die heiteren altösterreichischen Märsche: – Mir san vom K. und K. Infanterieregiment –, der Radetzky marsch und andere. Vor dem deutschen Reisebüro stand Polizei mit Karabinern.

Es herrschte Ruhe. Abends sollten zwei grosse Arbeiterversammlungen und einige der VF. stattfinden.

– Ich habe gehört, Fräulein Agnes –, sagte mir unser Bürodiener, als er mir in der Früh die Tür öffnete, – es sind schon ein paar der alten Führer, die im Feber rausmussten, wieder in Wien. –

Seit bald vier Jahren arbeite ich im Verlag mit Hans zusammen, und niemals hat er mir gegenüber eine Äusserung getan, aus der sich schliessen liess, dass er Sozialist ist. Die in Heiligenstadt mussten sich geirrt haben. Es war kein Ende, sondern ein Anfang, der

Anfang eines neuen Lebens. Auch Herr Loewy strahlte. Er hatte eine grössere Summe für den Wahlfonds gegeben und sah der Zukunft zuversichtlich entgegen. Hegner schickte uns die Fahnen zu, zweite Korrektur, auf der ersten Seite stand in schwungvollen Lettern: – Imprimatur. Es leben die Optimisten. Paul Hegner. –

Wir machten früher Schluss. Unmöglich, sich auf ruhige Arbeit zu konzentrieren, während sich unser Schicksal, das Schicksal unseres Landes entschied! Ich beschloss, einen Bummel durch die Stadt zu machen. Die Kärntnerstrasse war abgesperrt, Polizisten mit Gummiknütteln machten Jagd auf junge Demonstranten, die wie Hasen vor dem Jäger herliefen, das Hakenkreuz im Knopfloch. Dies hatte Dr. Seyss-Inquart wohl nicht vorausgesehen, als er vor knapp einem Monat in einer Ansprache an die ihm nun unterstellte Polizei emphatisch erklärt hatte: – Eine deutsche Exekutive versagt nicht! – Vorige Woche noch liess der Innenminister eine Sitzung der von Schuschnigg so gehätschelten Legitimisten ausheben. War seine Macht am Ende?

Ich bog in die Augustinerstrasse ein. Als ich an der Augustinerkirche vorbeikam, fiel mir die Matthäuspassion ein, die wir hier immer am Palmsonntag hören. Voriges Jahr habe ich dabei Freds Taschentuch – meines hatte ich wie gewöhnlich vergessen – ganz vollgeweint. Die Geschichte des Leidensweges Christi, noch dazu in diese herrlichen Töne übersetzt, ergreift mich immer wieder aufs Neue. Wie entsetzlich sind die Stimmen, die durcheinanderrufen: – Kreuziget ihn! Kreuziget ihn! – Sonst ist alles in dieser Musik langsam, gedehnt und von Pathos getragen, da plötzlich übersprudelt sie sich vor Hass und Verachtung: – Kreuziget ihn! Kreuziget ihn! –

Am Michaelerplatz standen Verkäufer mit eigenartigen Abzeichen: einem – Ja – aus blankem Metall. Ich kaufte es mir und steckte es an meinen Mantel. – Haben sie auch Hakenkreuze? – fragte neben mir eine junge blonde Frau mit unschuldigen blauen Augen. Natürlich wusste sie genau, dass jemand, der vaterländische Nadeln verkauft, nicht auch zugleich Hakenkreuze führte. Der Verkäufer antwortete aber gutmütig: – Da müssen S' bis zur nächsten Ecke gehen, meine Gnädige. –

Jungvolk verteilte Flugzettel, die Strasse war ganz voll davon. Und auf den Bürgersteigen, da erglänzte es wie Schnee unter den Füßen: – Stimmt mit Ja! Österreicher, stimmt mit Ja! –

Am Hof vor dem Gebäude der Vaterländischen Front drängen

sich die Leute, Zeitungen gehen von Hand zu Hand. In der Dämmerung des Vorfrühlingsabends leuchten die rotweissroten Fahnen mit den Kruckenkreuzen.

In der Wipplingerstrasse bleibe ich vor dem grossen Selchergeschäft stehen. Fred kommt heute Abend nicht, also lohnt es mir nicht zu kochen. Ich kaufe mir etwas Wurst und Brot und fertig. Ich überlege eben, welche Wurstsorte ich wählen soll, zum Aufstreichen oder in Scheiben, als ich plötzlich eine Stimme höre:

– Sind Sie das, Agnes? –

Neben mir steht die Mutter einer ehemaligen Schulfreundin, Nelly Rosenberg. Wir haben uns schon einige Jahre nicht gesehen, obschon wir ganz nahe voneinander wohnen.

Ich strecke ihr die Hand hin und frage:

– Wie geht es der Nelly, gnädige Frau? –

Sie nimmt meine Hand nicht. Sie sieht mich an, so, als ob sie etwas sagen möchte und sich doch nicht traute.

Dann erblickt sie das Ja-Abzeichen auf meinem Mantel und flüstert mit zitternder Stimme:

– Haben Sie schon gehört? Die Wahlen sind verschoben. –

Ich verstehe sie nicht recht. Ich habe doch soeben dieses – Ja – Abzeichen gekauft. Das Jungvolk verteilt Flugzettel. Und die Polizisten bedrohen die Nazi mit dem Gummiknütel.

Sie sieht, dass ich ihr nicht glaube und freut sich darüber. Vielleicht ist es tatsächlich nicht war. Vielleicht...

– Die Leute sagen, es war im Radio... die Milchfrau hat es selbst gehört! –

Dass mein Radio kaputt ist! Zu dumm!

– Ich gehe gleich nach Hause –, sagt Frau Rosenberg. – Solche wichtigen Meldungen werden gewöhnlich einige Male durchgegeben. Vielleicht... –

Wahrscheinlich wollte sie sagen: – Vielleicht ist es nichts. – Seit einem Monat leben wir alle von diesem – Vielleicht – . Ich falle ihr in die Rede: – Gnädige Frau, bitte, könnten Sie mich nicht anrufen? Mein Radio ist hin. –

– Ach –, fragte sie erstaunt, – fürchten Sie sich denn auch davor, Agnes? Ich dachte, die ganze arische Jugend ist Nazi! –

– Ja, ich weiss, dass Sie das denken, gnädige Frau. Die Juden glauben immer, dass alle Arier Nazi sind. Aber schliesslich hat Hitler ausser dem Antisemitismus noch andere unsympathische Seiten, und ausserdem ist mein Freund Jude. –

– So? – sagte Frau Rosenberg, – ja, dann ist es was anderes,

Agnes, ja, ich rufe Sie an, sobald ich selbst etwas weiss, gleich wenn ich zu Hause bin, drehe ich das Radio auf, Sie können sich verlassen, dass ich ..

Ich lief nach Haus.

Nein, ich brauchte den Anruf von Frau Rosenberg nicht, um zu wissen, dass ihre Milchfrau nicht gelogen hat. Die Leute mit Hakenkreuz haben ihren Ausdruck gewechselt. Sie sind nicht mehr wütend, sondern voller Freude und Hoffnung. Kein Zweifel: die Abstimmung wurde auf das Verlangen Hitlers verschoben.

Die Frau Doktor ist nicht da. Ich muss ganz allein auf den Anruf von Frau Rosenberg warten. Um irgend etwas zu tun, decke ich den Tisch. Dann erinnere ich mich, dass ich nichts zum Essen habe. Ich decke wieder ab. Wo Fred sein mag? Er wollte heute Abend eine Tante besuchen. Er hat so viele Tanten. Jeden Monat wird eine absolviert. Ich weiss nicht, welche gerade dran ist. Aber er wird doch anrufen, ganz bestimmt wird er anrufen!

Das Telephon: Ich stürze an den Hörer. Fred, mein armer! – Hallo! – sagt eine aufgeregte Kleinmädchenstimme. – Agnes, sind sie es? Hier Frau Rosenberg. Ich kann Ihnen nichts berichten, – es wurde im Radio nichts verlautbart, aber statt der angekündigten Wahlrede von Schmitz wird in einemfort Tanzmusik gesendet. –

– Gnädige Frau! – fleht die Kleinmädchenstimme, – bitte, gnädige Frau, dürfte ich nicht einen Sprung zu Ihnen machen? Ich möchte so gerne... Vielleicht gibt es doch noch eine Meldung. Wenn es Sie nicht stört... –

– Es stört mich gar nicht, mein Kind –, sagt Frau Rosenberg. – Im Gegenteil. Ich bin auch allein. Zu zweit ist es leichter... –

Ich warte doch noch eine halbe Stunde. Vielleicht kommt Fred, oder er ruft an. Wenn er in dieser halben Stunde nicht anruft, dann kommt er. Ich gehe von meinem Zimmer in die Küche und wieder zurück. Ich stelle Wasser auf, nach einer Weile beginnt es zu singen, dann wirft es Blasen... wie gewöhnlich, als wäre nichts geschehen, das Wasser kocht wie vorher, und die Welt rennt in einen Abgrund. Oder nur wir? In Paris, London, in New York gehen ruhige, lächelnde Menschen über die Strassen, kaufen sich die Abendzeitung, lesen unter anderem, dass... Was? Was geschieht in diesem Augenblick mit uns? Ich kann nicht länger warten, er telephonierte nicht, ich schreibe einen Zettel: – Bin Wippingerstrasse 14, bei Rosenberg –, dann überlege ich mir, der

jüdische Name könnte unangenehm auffallen? Wem auffallen? Ich weiss es nicht, aber ich schreibe einen neuen Zettel, hole das Telefonbuch, um die genaue Adresse zu haben, vielleicht ist die Wohnungstür angegeben? Aber es sind so viele Rosenbergs, ich weiss nicht, wie Nellys Vater heisst, ich schmeisse das Telefonbuch hin, ich krame aus einer alten Schublade alte Adressbüchlein heraus, finde nicht, was ich brauche, endlich, endlich Nelly Rosenberg! Ich notiere hastig: – Bin Wipplingerstrasse 14, Tür 5. – Hefte es mit einem Reissnagel an die Tür und stürze davon.

Die Strassen sind leer. Wo sind all die Menschen von vorhin geblieben? Weit und breit niemand als ein Zeitungskolporteur, der in eine unheimliche Leere hinein sein – Extraausgabe – hineinschreit! Da laufen ihm aus einer Nebengasse ein paar Leute zu, sie lachen: – Endlich! – Das Blatt ist mit – Neueste Wiener Nachrichten – überschrieben, das getarnte Wiener Naziorgan. Und drin steht... drin steht...

Also es stimmt, dass die Abstimmung verschoben ist. Warum – wird nicht gesagt. Auf wessen Veranlassung wird nicht gesagt. Vielleicht sollte man nicht gleich verzweifeln. Vielleicht ist das auch ein Manöver von Schuschnigg? Vielleicht... Ich laufe durch leere Strassen, ich höre das Aufschlagen meiner Sohlen auf dem Asphalt. Irgendeine Gruppe lärmender Menschen geht vorbei. Irgend jemand ruft etwas. Ich laufe, Wipplingerstrasse acht – zehn – zwölf – vierzehn.

Ich gehe ins Haus hinein. Vor der Portierloge lehnt der Hausbesorger mit einem dicken Mann, der nicht wie ein Herr, aber auch nicht wie ein Arbeiter aussieht. – Die deutschen Brüder! – sagt der Hausbesorger gerade, – saubere Burschen sind das, die deutschen Brüder! – Er bemerkt das Extrablatt in meiner Hand, ich reiche es ihm, er fliegt es durch und gibt es mir achselzuckend zurück.

– Ach, das ist schon überholt –, sagt er.

– Wieso denn überholt? –

– Wissen S' denn gar nichts? Der Schuschnigg hat abgedankt! – Zuerst kann ich mich nicht rühren. Dann renne ich wie irrsinnig die Stiege hinauf – Tür 1 -3-5!

Als ich ins Zimmer hineinkomme, befiehlt gerade eine Stimme aus dem Lautsprecher: – Und ist dem etwaigen Einmarsch der deutschen Truppen kein Widerstand entgegenzusetzen. –

Es gibt kein Österreich mehr!

Ich kann nicht weiterschreiben!

Ich sitze wie immer vor meiner Schreibmaschine im Büro. Herr Guggenheim ist im Zimmer von Dr. Loewy und schaut sich nochmals die Briefe durch, die wir nicht verbrannt haben. Der Chef selbst ist heute nicht erschienen. Auf dem Schreibtisch neben mir liegen die Fahnen von Hegners Buch, auf der ersten Seite steht gross geschrieben: – Imprimatur. Es leben die Optimisten! Paul Hegner. – Durch das geschlossene Fenster, durch die Mauern, von überall kommt das Surren der deutschen Flugzeuge.

Ist es Selbstquälerei, wenn ich die Stunden des gestrigen Abends niederschreiben will? Oder Selbsterhaltungstrieb, weil nur die kleinen Dinge, die wir tun, uns von dem Entsetzlichen, Unabwendbaren ablenken?

Kurz bevor ich zu Frau Rosenberg gekommen war, hatte sich Schuschnigg, unter der ultimativen Forderung Hitlers, der ihn beschuldigte, den – deutschen Frieden – gebrochen zu haben, durchs Radio von der Bevölkerung verabschiedet.

– Ich stelle fest –, erklärte er, – dass alles in Österreich ruhig ist, von einem Bürgerkrieg oder bolschewistischen Aufstand kann keine Rede sein. – Dann fügte er hinzu: – Ich weiche der Gewalt, um Blutvergiessen zu vermeiden –, und schloss mit versagender Stimme: – Gott schütze Österreich! –

Statt seiner ist nun Seyss-Inquart Bundeskanzler geworden. Er soll – so lautete die Meldung – von Hitler deutsches Militär angefordert haben, um die Ruhe und Ordnung in Österreich wieder herzustellen. Ist das wahr? Wollte er sich an Schuschnigg rächen, der versucht hatte, ihn beiseite zu schieben, oder war ihm Österreich wirklich so wenig wert? Ich habe von vielen österreichischen Nazi gehört, dass sie zwar eine Gleichschaltung, aber nicht eine vollständige Eingliederung unseres Landes ins Deutsche Reich erstreben. Auf jeden Fall klang die Stimme des ehemaligen Innenministers durchaus nicht wie die eines Siegers. Seine mehrmals wiederholte Mahnung, dem – etwaigen Einmarsch des deutschen Militärs keinen Widerstand entgegenzusetzen –, kam langsam, wie zögernd, wurde nicht von Ausdrücken der Freude begleitet, man sei jetzt am Ziel, nun fange ein neues Leben an, oder so ähnlich.

Wir sassen stumm einander gegenüber, Frau Rosenberg war käsebleich. Als ich wieder denken konnte, fielen mir mein Bruder Franz und Alice ein. Beide mussten unverzüglich fort. Bei Franz

konnte ich mit Sicherheit annehmen, dass das Notwendige ohne Verzug geschehen würde. Um Alice kümmerte sich niemand als ihre Familie, die sicher den Kopf verloren hatte. Ich erhob mich, Frau Rosenberg begleitete mich ins Vorzimmer. Ich fragte sie:

– Wo ist eigentlich Nelly? –

– Sie hat voriges Jahr nach Jugoslawien geheiratet – Gott sei Dank. –

Sie küsste mich zum Abschied und stammelte etwas vom Gutgehen. Ich versprach ihr, sie bald zu besuchen.

Unten stiess ich auf ein Rudel Wachleute mit Hakenkreuzbinden, die gerade ins Haus hineingingen; zugleich bemerkte ich den Portier, der vorhin auf die deutschen Brüder geschimpft hatte. Er stand platt an die Mauer gedrückt. Als ich hinausging, versuchte er, hinter mir hindurchzuschlüpfen. Ein Wachmann packte ihn am Arm: – Sie kommen mit! Sonst... – Und er schwang den Gummiknütel. Der Mann sackte zusammen; er sah plötzlich wie ein Greis aus, mit rundem Rücken und hochgezogenen Schultern. Ich lief davon, ich fürchtete, dass sie mich auch noch verhaften.

Die Strassen schienen noch immer ausgestorben, nur ab und zu rasten Motorradler in SA.-Uniform durch. Waren es bereits die Vorboten der – etwaig einmarschierenden deutschen Truppen? – O, wer diese Leere an dem ersten Abend gesehen hat, da der Jubel noch nicht organisiert war, der wird es nie und nimmermehr glauben, dass die Wiener in ihrer überwiegenden Mehrheit jemals die Nazi herbeigesehnt haben.

Am Ballhausplatz, vor dem Regierungsgebäude, gab es eine Ansammlung. Das Eckfenster, durch das man vor Jahren den kahlen Schädel Seipels über den Schreibtisch gebeugt erblicken konnte, war hellbeleuchtet. Ein Herr trat auf den Balkon und liess sich mit – Heil Hitler! – und – Heil Seyss-Inquart! – huldigen. Ich begriff, dass es der neue Bundeskanzler war. Hinter mir hörte ich ein leises Schluchzen. Ich drehte mich um; eine alte Frau mit einer Einkaufstasche, ohne Hut, wischte sich mit dem Handrücken die Augen. Ich nahm ihren Arm und führte sie beiseite.

– Sie dürfen nicht vor den Leuten weinen, Mutter –, ermahnte ich sie, – Sie können Unannehmlichkeiten haben. –

– Ist es denn wahr, dass der Schuschnigg abgedankt hat? – schluchzte sie. – Kann's nie und nimmer glauben. Wie man mir's g'sagt hat, bin ich herg'rannt... – Die Tränen erstickten ihre Stimme.

– Ja, das ist wahr. Gehen Sie nach Hause, Mutter. Wohnen Sie weit? –

Die Alte schüttelte den Kopf: – Ich kann nicht nach Hause gehen, meine Kinder sind Nazi! –

Fast mit Gewalt schleppte ich sie ein paar Strassen weiter. Sie taumelte wie eine Betrunkene, ich musste sie stützen.

Es war fast zehn Uhr, als ich beim Hause von Freds Eltern anlangte. Ich stürmte hinauf. Erst als ich geklingelt hatte, fiel es mir ein, dass mein Erscheinen merkwürdig und vielleicht sogar anstössig wirken könnte. Aber diese Überlegung nützte nichts mehr, ich hörte Schritte, die Tür ging auf und hinter der Hausgehilfin sah ich das bleiche, erschrockene Gesicht von Freds Vater.

– Ach, Sie sind da! – sagte er, – Gott sei Lob und Dank! Und wir dachten schon... –

Er half mir selbst aus dem Mantel und führte mich ins Speisezimmer, wo die Mama und Alice verstört dasassen, sie wirkten gar nicht mehr mondän.

– Es ist Fräulein Muth –, kündigte der Papa an, als würde er eine Freudenbotschaft bringen.

Alice umarmte mich. Wie hatte sie sich seit vorgestern verändert: die Augen aufgerissen, die Züge verkrampft.

– Alice, du sollst gleich weg –, sagte ich, und sie antwortete:

– Ja, morgen, heute geht es nicht mehr, ich bin zu kaputt. –

– Und wenn sie dich heute Nacht holen? – wollte ich fragen, aber es war wohl sinnlos, ihr Angst zu machen. Ich fühlte, dass sie tatsächlich zu kaputt war, um Vorbereitungen zu treffen, um zur Bahn zu fahren. Und die hatten so viel zu tun, würden sich kaum in der ersten Nacht um alle kümmern können.

Draussen klingelte es zweimal; ich fuhr zusammen, aber die anderen blieben ruhig.

– Das ist Fred –, erklärte der Papa, – alle Familienmitglieder klingeln zweimal. –

Ich stand auf, ging zur Tür, stiess mit Fred zusammen. Wir fielen einander um den Hals, vor den Eltern. – Ich hatte so Angst um dich –, flüsterte er, – ich war bei Frau Rosenberg, sie sagte, du seist schon fort, ich habe eine Stunde auf der Stiege vor deiner Wohnung gewartet. – Dann wandte er sich an seine Schwester:

– Komm Alice, ich bringe dich zur Bahn! –

Der Papa blätterte im Kursbuch: – Der nächste Schnellzug nach Prag fährt um ... –

Alice schüttelt den Kopf:

– Nein, Papa. Ich will nicht in die Tschechei: Ich will nicht, falls ich durchkomme, nochmals diese Qual durchmachen, Monat um Monat und Tag um Tag fragen müssen: Kommt es oder kommt es nicht? –

– Die tschechische Grenze ist die nächste –, entgegnete der Papa. – Du bist gleich draussen. Bis nach Feldkirch sind es viele Stunden, eine ganze Nacht. Und heute gibt es auch keinen Schnellzug mehr in die Schweiz. –

– Ich will nicht in die Tschechei –, beharrte Alice mit der Stimme eines eigensinnigen Kindes und schloss die Augen.

– Sie soll sich schlafen legen –, sagte die Mama. – Komm, mein Kind, niemand wird dich suchen, glaube es mir. Du kriegst ein Schlafmittel, und morgen fährst du frisch weg, fährst nach Paris, es ist das Zentrum der Kultur. Was ist Wien? Wien ist gar nichts, eine Provinzstadt. Papa schickt dir Geld, du wirst dort mit neuen Menschen Zusammentreffen, wirst Stoff zum Schreiben haben. Die Tante Wanda, die schon fünfundzwanzig Jahre in Paris lebt, nimmt sich deiner an. Fred, sage dem Mädchen, sie soll für Alice das Bett machen. Papa wird bald liquidieren, und wir kommen nach, ich mag auch nicht mehr hier beiben. Und eine Wärme flasche, Fred, sie soll ihr das Bett vorwärmen. –

Alle taten so, als wäre nichts passiert, als dass sich Alice etwas müde fühlte. Papa und Fred küssten sie und sagten: – Schlaf schön, liebe Li. – Alice versuchte zu lächeln, gab mir die Hand und fragte: – Ich sehe dich doch morgen vor meiner Abreise, Agnes? – Und liess sich von Mama in ihr Zimmer führen wie ein kleines Mädchen.

Wir blieben allein, Papa, Fred und ich. Und plötzlich meinte der Papa: – Er hat gesagt: Dem etwaigen Einmarsch der deutschen Truppen! Also ist es noch gar nicht gesagt, dass dieser Einmarsch überhaupt stattfindet! –

Er sah uns einen nach dem anderen an, was wir wohl zu seiner Feststellung sagten. Aber wir schwiegen beide, Fred und ich. Da liess er seinen graumelierten Kopf tief über die Tischplatte sinken.

Als ich mich verabschiedete, dankten mir die beiden Alten, dass ich gekommen bin; sie hatten gute, gequälte Augen. Und Papa küsste mir sogar die Hand, das machte mich ganz verlegen.

Freds Begleitung lehnte ich ab. Heute kann mir weniger passieren als ihm. Ich ging durch die nächtlichen Strassen, die braunen Motorradler hatten sich vermehrt, hie und da sah man SA.-Patrouillen. Woher die Leute mit so einer Geschwindigkeit

Braunhemden und Hakenkreuzbinden beschaffen konnten? Sie mussten schon seit einigen Tagen aus Deutschland hergeschickt worden sein.

Heute früh ist die Stimmung bereits feierlich. An vielen Fenstern hängen Nazifahnen, und über der Stadt kreisen Flugzeuge des doch einmarschierten deutschen Militärs.

– Ein Gruss der deutschen Brüder! – schreiben die Zeitungen, die mit Hakenkreuzschmuck erschienen sind. Aber ein Gruss, der gewiss auch eine Drohung bedeutet. Versuchten wir eine Auflehnung, dann ereilte uns wohl das Schicksal der Städte im republikanischen Spanien.

Hitler ist schon in Linz, die Lautsprecher speien das Gebrüll der oberösterreichischen und der aus Deutschland importierten SA. aus. Morgen soll er nach Wien kommen, man weiss es aber noch nicht bestimmt; anscheinend hat er keine besondere Lust dazu. Vielleicht weiss er, dass man hier für ihn nur wenig Sympathien hegt; vielleicht aber auch, weil er von unserer Stadt schlechte Erinnerungen hat: die Wiener Professoren in der Akademie der Bildenden Künste haben ihm erklärt, dass er nichts könne, und die Wiener Arbeiter lachten ihn aus. Beleidigt zog er nach München, erwarb die deutsche Staatsbürgerschaft und nun hasst er alles, was österreichisch ist.

Herr Guggenheim bittet mich, noch ein Paket Briefe zu verbrennen; der Ofen im Zimmer des Chefs ist schon ganz voll. Ich zeige unserem Lektor die Fahnen Hegners, er nickte nur. Ich knülle die Briefe zusammen, eine lange Korrespondenz wegen Hegners Buch mit einem sozialistischen Verlag in Oslo, lege ein paar Holzscheite darauf, damit es besser brennen soll, und dann die Korrekturen Hegners. Die Flamme zischt auf, frisst ein Loch in das – Imprimatur –, – es leben die Optimisten! – schrumpft zusammen, wird zur Asche. Zwei Jahre hat Hegner an diesem Buch gearbeitet und wir ein halbes Jahr. Aber jetzt ist alles gleich.

Ich nehme den Kohlenkübel, schütte die Kohlen heraus und gehe in das Zimmer des Chefs, um den Ofen auszuräumen. Herr Guggenheim hat den Hans weggeschickt, vermutlich traut er ihm nicht ganz, obwohl Hans ein braver Bursche ist. Mit dem Feuerhaken streiche ich die Asche in den Kübel, manches ist noch nicht vollständig verkohlt, ich ziehe ein Blatt heraus, um es nochmals anzuzünden, mein Blick fällt auf einen Satz: – Und steht Ihnen jederzeit mein Haus zur Verfügung! – Ob Dr. Loewy weg ist? Herr Guggenheim schüttelt den Kopf, er hat heute früh mit dem

Chef telephoniert. Der Kübel ist schwer, ich muss damit die Stiege hinunter. Das Buch von Hegner brennt lichterloh.

Gleich nach Büroschluss fahre ich nach Heiligenstadt. Und dann zu Alice – Adieu sagen.

Diese Flugzeuge machen mich ganz irrsinnig.

13. März.

– Der Kurt Jetzt san mir da.
Ist furt, Der Kardinal
Der Miklas a, Liegt im Kanal. –

Diese Verse las ich von einer Mauer ab, als ich heute Mittag zu Freds Eltern ging. Der scharfe Frühjahrswind fegte die letzten Zettel empor aus den Papierfluten, die gestern noch die Strassen überschwemmten: – Mit Schuschnigg für Österreich! – Die schweren Stiefel der SA.-Truppen, die von allen Seiten anmarschiert kamen, traten über sie hinweg. Mit ihren Fahnen und Wimpeln, in Dreier-, Vierer- und Sechserreihen nahmen sie die ganze Strasse ein. Die Kruckenkreuzfahnen sind verschwunden. Wo man hinblickt – das Hakenkreuz auf rotem Feld.

Alice ist gestern nicht weggefahren. Gerade als sie ins Auto steigen wollte, ging der Nachbar vorbei und sagte, die Grenzen seien geschlossen, man könnte nicht durch. Und das Schlimme: die Leute, die abgereist sind, waren auch nicht zurückgekehrt. Vermutlich wurden sie an der Grenze verhaftet.

Man lud die Koffer wieder aus und trug sie in die Wohnung hinauf. Zum Nachtmahl assen der Papa, Fred und ich die hausgemachten Kuchen, die Mama Alice in die Emigration mitgeben wollte. Mama und Alice behaupteten, keinen Hunger zu haben. Alice hatte die Augen einer Maus, hinter der die Falltür zugeklappt ist. Fred sagte: – Vermutlich eine vorübergehende Massnahme. In einigen Tagen wirst du reisen könne. Aber einstweilen solltest du lieber nicht zu Hause übernachten, Li, wenn dir auch nichts geschehen kann. – Der Papa erhob sich: – Ich werde gleich Tante Cilli anrufen, ob sie... – Fred hielt ihn zurück. – Nein.

Nicht anrufen. Hingehen. – Noch vorgestern hatte Alice ihren Bruder Mollusk genannt und etwas verächtlich von ihm gesprochen, nun gehorchte sie ihm ohne Widerspruch.

Heute früh war Papa auf der Westbahn, die Reisebüros sind

geschlossen. Er bekam die Auskunft, dass die Schweizergrenze offen sei. Nur die tschechische und die ungarische sind geschlossen, und zwar nicht von unserer Seite, sondern von Ungarn und der Tschechoslowakei aus. – Sie müssen sehr früh kommen, wenn Sie einen Platz bekommen wollen –, fügte der Beamte hinzu, – denn die Züge sind überfüllt. –

Während des Mittagessens sprach man nur darüber, ob Alice fahren sollte oder nicht; sie hatte sich stark exponiert, ihr Name konnte auf der schwarzen Liste sein. – Wenn ich einen falschen Pass bekommen könnte! – seufzte sie, und ich dachte an Heiligenstadt. Gestern hatte ich niemand vorgefunden und einen Zettel zurückgelassen, ich käme heute nachmittag. Vielleicht könnte mir Franzl einen Pass für Alice beschaffen.

Als wir bei der Mehlspeise waren, klingelte es, und das Mädchen meldete Frau Berg, die Nachbarin. Eine alte Dame kam herein und entschuldigte sich umständlich, dass sie sich die Freiheit nehme, unaufgefordert zu kommen, sie habe ja das erstemal das Vergnügen, aber die Zeiten seien ungewöhnlich usw. Sie bekam einen Sessel und ein Stück Linzer Torte, das sie stehen liess. Voller Sorge wandte sie sich an Dr. Brenner, er wäre doch Rechtsanwalt und könne ihr bestimmt Bescheid sagen: In der Zeitung stand, man müsse gegen Abend Lichter in die Fenster stellen wie bei Allerseelen, um der Freude über den Einzug des Führers Ausdruck zu geben, wenn es zu dunkel würde, um es wirksam mit Fahnen zu tun. Juden aber hatte man die Lichter versagt, und nun befand sich Frau Berg in arger Verlegenheit: Ihr Schwiegersohn, der mit der Tochter bei ihr wohnte, war Vollarier und Major a.D. Würde er sich nicht verdächtig machen, wenn das Fenster seines Zimmers dunkel blieb? Und würde sie sich nicht strafbar machen, wenn sie den Führer begrüßte, da er doch nur von Arieren begrüßt werden wollte? Dr. Brenner fragte, wer der Wohnungsinhaber sei, sie oder ihr Schwiegersohn, und plötzlich stellte sich im Laufe des Gespräches heraus, dass Frau Berg polnische Staatsbürgerin war! Ich sah vier Paar Augen sich voller Neid auf die alte Frau richten. – Und einen arischen Schwiegersohn hat sie auch! – sagte der Papa achselzuckend und warf der Nachbarin einen strafenden Blick zu. Warum war sie hergekommen, die Bevorzugte? Was wollte sie eigentlich? Sie war nicht schutzlos, sie gehörte einer anderen Welt an.

Nach Tisch machte ich mich nach Heiligenstadt auf, Fred begleitete mich.

Am frühen Nachmittag wurde der – Führer – aus Linz erwartet, wo man ihn, wenn man der Radioübertragung und den Zeitungen glauben wollte, mit brausendem Jubel empfangen hatte. Auch hier war die Begeisterung schon eingewerkelt. Alles strömte auf den Ring, um dem feierlichen Einzug Hitlers beizuwohnen, die tobenden Lautsprecher, die schwirrenden Flugzeuge, die nun schon einen Dauergruss von über 24 Stunden am Himmel vollführten, peitschen die Nerven auf. In dieser Atmosphäre konnte man nur vor Verückung oder Verzweiflung heulen.

Wir gingen durch Seitenstrassen, bemüht, den Leuten auszuweichen. Einige Male boten mir Abzeichenhändler Hakenkreuze an. Durch offene Portale sah man Hitlerjungen exerzieren, manche standen mit toderntesten Mienen Wache. Dass es den Menschen so eine Freude macht, Soldaten zu spielen.

In Heiligenstadt war es ruhiger, sehr ruhiger sogar. Allerdings hatte auch hier die Angst, oder vielleicht der Wunsch, die Konjunktur nicht zu verpassen, den spärlichen Passanten das Hakenkreuz an die Brust geheftet.

Der Karl-Marx-Hof lag wie ausgestorben da. Ich sagte zu Fred: – Wart' mal hier auf mich, ich gehe allein hinauf. – Vielleicht gab es bei Mitzi braune Einquartierung. Aber er schob mich einfach die Stiege hinauf und folgte mir.

Wir klingelten. Hinter der Tür wurden Schritte laut, dann schloss Mitzi auf, ohne erst durch das Guckloch zu sehen. Ich ergriff ihre Hand:

– Mitzi! Wo ist Franz? –

Sie warf einen Blick auf Fred: – Ich weiss nicht! –

Diesen Satz hatte sie vermutlich schon ein dutzendmal wiederholt, vielleicht sogar Behörden gegenüber. Fred verstand, ging ins Zimmer vor, wo Hansl am Tisch sass und aus einer alten Zeitschrift etwas abzeichnete.

– Sie sind weg –, erzählte Mitzi, – der Franz und der Karl, schon Freitagabend. Die Skier haben sie mitg'nommen und wollten mit dem Zug nach Vorarlberg und von dort über das Silvrettagelände in die Schweiz. Unsere Verbindungsleute bringen sie hinüber. –

– Hast du schon Nachricht? –

Sie schüttelte den Kopf. – Nein. Seit gestern abend warte ich. Wenn nur nix g'schehn ist. –

Sie schwieg, nach ihrer Art, setzte dann fort: – Karl hat seinen Pass, kann sich ausweisen, wenn was ist, und die schwarzen

Listen werden sie wohl noch nicht überall haben. Dem Franz haben sie bei der Verhaftung alle Papiere weggenommen. –

– Na, es kann doch nicht viel passieren –, sagte ich. – Um diese Zeit laufen viele Ski im Hochgebirge, und wenn sie bei den Übergängen in die Schweiz geschnappt werden, da haben sie sich halt verirrt. –

Mitzi nickte. – Na ja, das sage ich auch. Es wird alles gutgehen, wenn nur die Verbindungsleute zuverlässig sind. –

– Was, kennt ihr sie denn nicht? –

– Heutzutage kann man gar nix wissen, es gibt ja auch in unseren Reihen Überläufer und viele haben einfach den Kopf verloren. Alles kam so plötzlich. Am Freitag um drei Uhr hätten ja unsere Leute zum Bundeskanzler sollen, die Unterredung kam nicht mehr zustande, aber Rott und auch Staud willigten einige Stunden vor dem Ende in unsere Forderungen ein. Am Abend waren die Arbeiter noch bei den Versammlungen erschienen, um die letzten Entscheidungen über die vorgelegten Verständigungsformeln zu treffen. Mitten in der Versammlung kam die Nachricht von der Abdankung Schuschniggs. Die Referenten, die gesprochen hatten, wurden noch in derselben Nacht verhaftet. Man sagt, die sollen in das Konzentrationslager von Dachau verbracht worden sein. – Wenn sie den Franz erwischen – den schicken sie doch bestimmt auch nach Dachau. –

Ich machte ein Gelübde: Wenn Franz durchkommt, spende ich dem hl. Antonius ganze fünf Schilling. Und noch extra einen Schilling für Karl. Mitzi sagte ich lieber nichts davon, sie hätte mich ausgelacht. Wir gingen ins Zimmer hinein. Fred sass beim Hansl, sie waren schon dicke Freunde, der Kleine zeigte ihm seine Briefmarken und zwei Glaskugeln, die er im Austausch dafür bekommen hatte. Mitzi begab sich in die Küche, um Kaffeewasser aufzusetzen, ich wollte sie daran hindern: Ich fürchtete, dass der verwöhnte Fred Mitzi's Ersatzkaffee stehen lassen würde. Aber er nahm sich zusammen und trank seine Schale leer, ich war dankbar dafür. Fast hätte ich vergessen in der Sorge um meinen Bruder, wegen Alice zu fragen. Fred begann davon zu sprechen, aber Mitzi schüttelte den Kopf. Nein, augenblicklich habe sie keine Verbindung mit den Leuten, die etwas unternehmen könnten; es würde auch einige Zeit dauern, bis sie sie herstellte. Sie selbst besäße keinen Pass, leider.

Wir gingen nach Hause. Der Jubel dauerte noch an, aber die Leute strömten schon aus der Stadt zurück. Einige Male fuhren

Lastautos mit Kindern, Jugendlichen und Schupo brüllend und winkend an uns vorbei. Einmal trugen die Insassen auch Arbeitskittel, vermutlich hatten sich SA.-Leute als Arbeiter kostümiert. Ein paar Braunhemden riefen von ihrem Wagen aus einem einsamen Wachmann (der sie vielleicht noch vor drei Tagen mit dem Gummiknüppel verjagt hatte) – Heil Hitler! – zu. Er blickte verwirrt um sich, hob zögernd den Arm ...

Am Schottentor machte ein deutscher Schupo in blauer Uniform Dienst. Der Verkehr war anders geregelt als früher, die SA. hatte ein Trottoir in der Währingerstrasse abgesperrt. Ein paar Leute versammelten sich um den Polizisten, vermutlich, um Auskunft von ihm zu verlangen. Ein schnatterndes – Maul halten! – zwang sie, schleunigst weiterzugehen.

Überall schneidiges deutsches Militär; die scharfe reichsdeutsche Sprache übertönt unseren weichen Dialekt mit dem melodischen romanischen Einschlag. Auf dem Schottenring schäkerte eine Gruppe Reichswehrsoldaten mit zwei schwarzhaarigen Mädchen. Da plötzlich sahen wir einen blonden Jüngling mit dem typischen Nazigesicht sich den Deutschen nähern. Er wies auf die Mantelaufschläge der Mädchen, die keine Hakenkreuze zierten, was heute als Beweis für Nichtariertum gelten kann. Tatsächlich blickte eines der Mädchen erschrocken auf, wie eine ertappte Verbrecherin. Da drehte sich einer der Soldaten um und schnauzte den jungen Mann an: – Wenn wir reden, haben Sie zu schweigen! – Wie ein begossener Pudel entfernte sich der Blonde, so hatte er sich die Gleichschaltung Österreichs bestimmt nicht vorgestellt.

Endlich kamen wir zu mir, obschon es kaum sieben war. Ich holte Konserven und Brot heraus, sonst hatte ich nichts zu Hause. Da bemerkte ich neben dem Teekessel einen Zettel: – Liebe Agnes, leben Sie wohl. Ein Kollege war heute hier und hat mir geraten, lieber abzufahren. Ich wünsche Ihnen viel Glück. Und Dank für alles. Ihre Valentine B. –

Ich stürzte in das Zimmer von der Frau Doktor, alles lag drunter und drüber, der Schrank stand offen, die Schubladen waren geleert. Ich setzte mich auf das offene Bett. Warum musste sie so plötzlich fort? Ach ja, sie wollte die Naziresolution nicht unterschreiben. Nun bin ich allein. Ich fürchte mich zwar nicht – nein – ich fürchte mich doch. Der Hausbesorger hat die Mitzi heraufkommen sehen und den Leopold, der Leopold besonders ist verdächtig, weil er ein Arbeiter ist. Alle Arbeiter sind verdächtig. Er

weiss, dass Fred Jude ist. Habe ich mit dem Hausbesorger je etwas gehabt? Eigentlich nicht. Zu Weihnachten habe ich ihm fünf Schilling gegeben und seinem Buben neulich Schokolade gekauft. Das ist gut, das ist sehr gut...

– Was machst du denn da, Agnes? – hörte ich Freds Stimme, – ich suche dich schon eine Viertelstunde im ganzen Haus. –

– Fred, die Frau Doktor ist fortgefahren. Dass mir das so nahe geht, hätte ich nicht geglaubt. –

– Nein! – wunderte sich Fred. – Wohin denn? Wenn man das gewusst hätte, man hätte sie gebeten zu telegraphieren, damit wir wissen, ob die Grenzen offen sind. –

Ja richtig. Das hatte ich ganz vergessen. Ich deckte das Bett zu und ging in mein Zimmer.

– Fred –, sagte ich, – möchtest du nicht deine Mama anrufen und ihr sagen, dass du heute Nacht nicht nach Hause kommst, sie soll sich nicht sorgen? –

Er sah mich erstaunt an. Noch nie hatte ich ihm so einen Vorschlag gemacht.

– Ach –, meinte er schliesslich, – Agnes, aber ich weiss nicht, ob es noch geht... –

– Es geht bestimmt –, fiel ich ihm in die Rede, – die Reichsgesetze haben noch keine Gültigkeit, Fred, da kannst du sicher sein. –

– Glaubst du? – fragte er nun zweifelnd. – Aber was weiss man heutzutage? Nein, Agnes, wenn ich denke, dass sie dich durch die Strassen führen könnten mit einem Plakat: ‚Diese... diese hat sich einem Juden ...‘ nein, das überleb’ ich nicht! –

– Also hör’ schon auf! – brüllte ich ihn an. – Herrgott, was seid ihr Juden doch für Feiglinge! –

Das half, wie ich vorausgesehen hatte. Fred ging sofort ans Telephon. Und plötzlich wurde ich verlegen. Ja, als ich seine Mutter nicht kannte, konnte es mir gleich sein, aber heute? Sie wusste doch bestimmt, dass er bei mir war. Was sie wohl von mir denkt?

Sie schien nicht zufrieden zu sein, dass Fred von zu Hause fortblieb. Ich hörte, wie Fred sagte: – Der Papa kann doch Alice zu Tante Cilli begleiten. –

Er kam mit einem eigensinnigen Bubengesicht wieder herein. – Das ist wirklich langweilig. Nicht einen Augenblick lang lassen sie einen ausspannen. Niemand nimmt darauf Rücksicht, wenn ich etwas will. –

Jetzt bildete er sich ein, dass er's gewollt hatte, und ich musste doch erst grob werden!

– Eigentlich sollte ich dich nach Hause schicken –, sagte ich würdevoll. – Wenn ich erst bitten muss! Aber damit du's weisst: Es ist nicht deinetwegen, sondern weil ich Angst habe. –

– Mit mir hast du keine Angst? – Fred strahlte. – Ja, es ist komisch, ich mit dir auch nicht. Und so müde bin ich. Wir wollen gleich schlafen gehen. –

Er half mir, das Bettzeug aus dem Couch zu nehmen und es über die Polsterung zu breiten. Wir legten uns nieder und schmiegtens aneinander. Ich zog die Decke über den Kopf. So schön und geborgen lag ich da an Freds Brust, von seinen Armen umfangen. Hier hörte ich auch die deutschen Flugzeuge nicht mehr, nur sein Herz rasch und jung schlagen.

Plötzlich ging die Klingel. Was war das? Mit einem Ruck setzten wir uns auf. Wir hielten uns noch umschlungen, horchten und dachten dasselbe: das konnten nur d i e sein. Aber, wenn wir nicht aufmachten, würden die Leute schliesslich Weggehen.

Da klingelte es zum zweitenmal. Ja, sie hatten das Licht unserer kleinen Stehlampe von draussen gesehen und wussten, dass wir zu Hause waren. Ein drittes Mal ertönte der schrille Befehl, gleich darauf ein viertes, fünftes. Un nun liessen sie die Klingel nicht mehr los, es klingelte und klingelte und wollte gar nicht mehr aufhören.

– Ich muss aufmachen –, sage ich, – sonst brechen sie die Tür auf. –

Ich warf den Rock über, zog den Jumper an und fuhr in meine Schuhe.

Draussen standen drei, alle in brauner Uniform mit Hakenkreuzbinden. Ganz jung waren sie, vermutlich unter zwanzig.

– Heil Hitler! – sagte der mittlere, mit hellem Schopf und Bubbengesicht. – Haben Sie ein Radio? –

Ich wunderte mich, wie ruhig meine Stimme klang.

– Leider nicht, mein Radio ist kaputt! –

Sie sahen sich unschlüssig an. Ich begriff, dass das Radio nur ein Vorwand war: sie hatten sich den ganzen Tag hungriggeschrien und -gelaufen und wollten etwas zu essen haben.

Anscheinend besaßen sie kein Geld, um in ein Restaurant zu gehen. Der Frauenname an der Tür liess sie auf eine ältere, alleinstehende Dame schliessen, die sich zu glücklich schätzen würde, die Befreier Österreichs zu bewirten.

– Mein Radio ist kaputt –, sagte ich, – entschuldigen Sie, ich bin erst nach Hause gekommen. –

Sie konnten sich noch immer nicht entschliessen, abzuziehen. Dass ich sie nicht aufforderte, hereinzukommen, mochte sie befremden. Da fuhr der Lift herauf, eine Männerstimme rief:

– Kommen Sie zu mir, meine Herren, ich habe ein Radio! –

Wie auf Kommando fuhren die drei mit dem Arm in die Luft.

– Heil Hitler! – – Heil Hitler! – Auch ich hob den Arm.

Fred sass angezogen vor meinem Bücherregal und hatte einen Band Shakespeare aufgeschlagen, aber das Buch zitterte in seinen Händen. Ich setzte mich zu ihm, strich ihm die Haare aus dem Gesicht. – Sie wollten nur Radio hören. –

Er sagte: – Glaubst du wirklich, dass die Reichsgesetze noch nicht in Kraft sind? Dann könnten wir vielleicht noch schnell heiraten, Agnes? Willst du dich nicht darum kümmern? Du bist blond, Agnes, es macht sich besser, wenn eine Blondine zu den Behörden kommt. –

Ich nickte nur, ich fragte nicht: – Und deine Eltern? – All das war jetzt belanglos. Ich löschte die kleine Lampe. Nun waren wir nicht zu Hause, auch für die draussen nicht.

Die deutschen Flugzeuge kreisten noch immer über unseren Köpfen.

14. März.

Als ich heute ins Büro kam, sagte mir Hans, unser Diener, eine Frau Katharina hätte mich in aller Frühe ans Telephon verlangt. Ich war erstaunt, ich kannte gar keine Katharina. Schnell ging ich im Gedächtnis meine alten Schulfreundinnen durch, und tatsächlich fiel mir die Seidl Kathi ein, ein kränkliches, unterernährtes Ding, das nicht richtig laufen konnte. Seit der Schule hatten wir uns nie wiedergesehen, warum die mich bloss aufsuchte?

Ich deckte die Maschine ab, nahm die kleine Bürste und begann zu putzen. Das Farbband war nicht mehr gut, aber ich wollte es jetzt nicht auswechseln. Nein, man konnte nicht wissen, was geschah; wenn die Nazi herkämen, sollten sie zumindest nicht das neue Farbband an meiner Maschine haben.

Da surrte das Telephon. Mit einem Satz war ich am Apparat.

– Kann ich Fräulein Muth sprechen? – fragte eine Stimme, die mir bekannt vorkam. – Hier Frau Katharina. –

– Hier Agnes Muth. Aber es dürfte ein Irrtum ..

– Grüss Gott, Fräulein Muth. Wie geht es immer? Störe ich vielleicht bei der Arbeit? Ich wollte Ihnen nur die Grüsse von Onkel Paul aus Davos übermitteln. Es geht ihm besser! –

Ich fühlte, wie mir die Tränen in die Augen kamen, ich stammelte etwas, aber – Katharina – hatte schon abgehängt. Erst jetzt wurde es mir bewusst, wie sehr ich für meinen Bruder Angst gehabt hatte. Nun war er gerettet, und mit ihm der gute Karl. Ich sah sie beide, den Rucksack mit dem spärlichen Proviant und einem Hemd zum Wechseln am Rücken, die Skier an den Füßen, durch die verschneiten Pässe hinunter in die Bündner Täler gleiten, die Lunge voll kräftiger, frischer Luft, und alles Entsetzen, das sie hinter sich gelassen hatten, fast schon unwirklich geworden angesichts der herrlichen Winterlandschaft, der Stille und der ruhigen, aufrechten Menschen, denen sie begegneten. O, wie sehnte ich mich hinaus aus diesem Tollhaus, weg von den Lautsprechern, den knarrenden Stiefeln, den schnarrenden Stimmen, den Tanks, den Lastautos mit den brüllenden Mannschaften und den – brüderlichen Grüssen – der deutschen Bombenflugzeuge!

Ich bat Herrn Guggenheim, mir den heutigen Vormittag freizugeben (Dr. Loewy ist noch immer nicht erschienen), und erzählte ihm auch warum. Er nickte und wünschte mir viel Glück – ich weiss, er meinte jetzt nicht viel Glück mit Fred, sondern viel Glück im Rathaus. Ich machte noch einen Sprung zu Fred ins Büro, um seine Papiere abzuholen.

An den Zeitungsständen sah ich die Montagsblätter mit grossen Hakenkreuzen versehen. Trotz dem Jubel hatten die Braunen schon tüchtig gearbeitet und mit den Säuberungen angefangen. Ihre erste Tat galt der Presse. Das Publikum erfuhr mit gemischten Gefühlen, dass alle jüdischen Redakteure hinausgeworfen worden waren, wenn auch ohne Abfertigung, so doch, ohne dass ihnen – ein Haar gekrümmt wurde – . Sonst standen lange Berichte über die gestrigen Anschlussfeiern, Seyss hatte im Rathaus feierlich Hitler begrüsst und den Artikel 88 des Vertrages von St. Germain, in dem von dem Anschluss die Rede ist, ausser Kraft gesetzt. – Wir sind am Beginn einer neuen Ära, in der Adolf Hitler Führer sein wird –, rief er pathetisch aus. Hitler in seiner Ansprache berief sich auf höhere Mächte, wie es früher Kaiser Wilhelm immer getan haben soll. Ja, die Vorsehung habe ihn ausersehen, die deutsche Einheit wiederherzustellen, und nun habe er diese seine Mission erfüllt. Der Bundespräsident Miklas war zum

Abdanken gezwungen worden, Schuschnigg in Haft, und es sollte ihm der Prozess wegen – Wortbruchs – und – Bruchs der Verfassung – gemacht werden. Bruch der Verfassung, weil ein Plebiszit nur vom gesamten Ministerrat beschlossen werden konnte. Schuschnigg habe aber Seyss-Inquart nicht befragt und wollte die Abstimmung fälschen. Die Nazi wollten am 10. April eine – richtige demokratische geheime Abstimmung – vornehmen. Es ist nicht schwer vorauszusehen, wie diese Wahl ausfallen wird.

Ich gehe über den schönen Rathausplatz, der nun – Adolf-Hitler-Platz – heißen soll. Auch das alte Burgtheater muss den Hakenkreuzschmuck über sich ergehen lassen. Direktor Röbbeling wurde schon abgesetzt, an seine Stelle trat ein Mann mit dem Namen Mirko Jelusich. Soll das vielleicht ein Deutscher sein?

Ich habe Angst, ins Rathaus hineinzugehen, ja, ich habe Angst. Was wird mir der Beamte für Bescheid geben? Da nehme ich mich zusammen und laufe in einem Zug die Stiege zum Standesamt hinauf.

Im Rathaus ist auch alles drunter und drüber, SA.-Leute, Leute in Zivil, viele Türen sind abgesperrt. Einen Augenblick fürchte ich, dass auch das Standesamt geschlossen ist. Aber nein, es sitzt nur ein einzelner Beamter drin, der mich etwas erstaunt mustert. Wer in aller Welt ist in diesen Tagen heiratslustig, scheint sein Blick zu fragen.

Er nimmt meine Papiere in Empfang, und ich merke, dass er versteht. Und dann faltet er alles zusammen, meinen Heimatschein, Freds Heimatschein, meinen Taufschein, Freds Geburtsurkunde, unsere Meldezettel. Er legt sie auf die Brüstung vor dem Schalter und sagt: – Es tut mir leid, liebes Fräulein, aber leider geht es nicht. –

Ich fühle, wie mir die Knie zittern, aber ich stelle mich dumm.

– Warum denn nicht? – frage ich. – Unsere Papiere sind doch in Ordnung. –

– Wir können heute Arierinnen nicht mehr mit... – – er will das Wort Jude, das schon ein Schimpfwort geworden ist, nicht aussprechen – – mit Nichtariern trauen. –

Er sieht mich bedauernd an. Er ist ein österreichischer Beamter, kein Deutscher, und anscheinend kein Nazi.

– Sind denn die Reichsgesetze schon in Kraft? – frage ich mit zitternder Stimme.

– Nein, wir haben noch keine Verfügung erhalten, aber sie

dürfte bald kommen, und dann hat sie rückwirkende Kraft. Es hätte auch keinen Zweck, die Trauung vorzunehmen, weil sie doch für ungültig erklärt würde. –

Ich stecke die Papiere automatisch wieder ein und gehe die Stiege hinunter. Es ist aus, es ist alles aus. Nein, nein, ich will noch einen Versuch machen. Vielleicht...

Wie lange habe ich Pater Bonifazius nicht mehr gesehen? Ich glaube fast, seit meiner Firmung. Mein Vater hatte es nicht gern, wenn die Mutter uns in die Kirche mitnahm. – Sie sollen lieber ins Freie, rote Backen kriegen –, pflegte er zu sagen. Er war Freidenker und wollte mich überhaupt nicht firmen lassen, aber ich heulte, weil ich mich schon so auf das weisse Kleid und den Schleier gefreut hatte, und meine Mutter machte ihm wochenlang das Leben sauer. Da gab er schliesslich nach. Es war gerade die Zeit nach dem 15. Juli 1927, als die Polizei auf Demonstranten geschossen und 90 getötet hatte, der Beginn der Fasisierung Österreichs unter der Führung des Prälaten Seipel. Aus Protest traten die Leute massenweise aus der Kirche aus, und der Hass gegen die Pfaffen war sehr gross. So kam es, dass ich, nachdem ich mein weisses Kleid und den Schleier, unter dem ich mir wie eine Braut vorkam, wieder abgelegt hatte, nicht mehr zur Messe oder gar zur Beichte gegangen war.

Wie würde mich mein lieber alter Pater Bonifazius empfangen?

Er erkannte mich zuerst gar nicht, er hatte so viel Firmlinge in diesen zehn Jahren gehabt! Als ich aber mein Anliegen vorbrachte, legte er mir die Hand auf die Schulter. – Ich verstehe, ich verstehe, mein Kind, ich werde tun, was ich kann, ich muss mich nur erkundigen, ob es geht. Kommen Sie morgen ... nein lieber übermorgen wieder. – Er fragte nicht, ob Fred nicht zum Katholizismus übertreten wolle, fragte gar nichts. Ich küsste ihm voller Dankbarkeit die grosse, nach Weihrauch duftende Hand.

Unser Bürodiener Hans erzählt, dass der Bürgermeister Schmitz in Schutzhaft genommen wurde. Man legt ihm zur Last, in letzter Stunde noch die Arbeiterführer angerufen zu haben, die in den Lokalen der Vorstadt auf das Signal warteten, in die innere Stadt zu marschieren. Aber ein Teil der Vaterländischen Front war bereits zu den Nazi übergegangen und hielt die Arbeiter auf. Und dann war es zu spät. Die Gestapo des Herrn Himmler hatte bereits den Polizeidienst in der besetzten Stadt aufgenommen. Alle Minister der Bundesregierung seien verhaftet ausser Guido Schmidt, der Schuschnigg überredet hat, nach Berchtesgaden zu

fahren und der nun seiner Beförderung entgegensieht. Nur dem Zernatto ist es am Freitag noch gelungen, die Grenze zu erreichen, man sagt, mit wichtigen Dokumenten. Die Nazi schäumen vor Wut.

Kurz vor Büroschluss rief Fred an und fragte, wie die Angelegenheit auf dem Standesamt ausgefallen war, ich antwortete ausweichend. Er war sehr niedergeschlagen und bat mich, doch heute abend zu seinen Eltern zu kommen. Alice sei ganz verzweifelt und wisse nicht, was sie tun sollte.

Als ich durch die Mariahilfer Strasse ging, sah ich vor mehreren jüdischen Geschäften Lastautos stehen. Leute in brauner Uniform verluden Warengut, das sie aus den Geschäften schleppten. Die Besitzer standen dabei, ohne ein Wort zu sagen.

Vor dem Warenhaus Gerngross hockte ein Herr im eleganten Anzug am Boden, bemüht, mit einer Scheuerbürste das weissgemalte Kruckenkreuz vom Trottoir wegzuputzen. Ein paar SA-Leute standen dabei und ermunterten ihn mit Beschimpfungen. – Das ist der Inhaber, Herr Gerngross, selber –, hörte ich eine Pasantin sagen. Es war Ladenschluss, und die Angestellten verliessen das Warenhaus. Stumm gingen sie an ihrem Chef vorbei, keiner erlaubte sich ein Lächeln, eine Bemerkung.

An vielen Schaufenstern klebt ein Plakat: – Nichtarisches Geschäft –. Bei manchen: – Die arische Belegschaft dieses Unternehmens ist zu 100 Prozent in der NSB. (Nationalsozialistische Betriebsgewerkschaft) organisiert und hat die Verantwortung für die Geschäftsführung übernommen. – Soll das heissen, dass die Angestellten den Chef enteignet haben?

Hitler hat dem Mussolini ein Telegramm geschickt, in dem er ihm dankt, dass er Österreich preisgegeben hat. Flans sagt, die beiden seien miteinander ein Herz und eine Seele, und Mussolini habe Hitler sogar zugesagt, ihm Südtirol zurückzugeben. Was hat ihm Hitler dafür versprochen? Spanien, Unterstützung in der Kolonisierung Abessiniens, oder haben sie unter sich schon die Welt aufgeteilt?

15. März.

Als ich heute früh die Treppe zum Verlag hinaufstieg, fuhr Dr. Loewy im Lift an mir vorbei. Ich nahm gleich drei Stufen auf einmal und holte ihn ein, gerade als er auf die Klingel drückte.

– Guten Morgen, Herr Doktor –, sagte ich. – Ich freue mich so, dass Ihnen nichts geschehen ist. –

Dr. Loewy gab mir die Hand, seine Augen waren feucht.

– Ich danke Ihnen, liebes Fräulein Agnes. Sie sind sehr, sehr lieb zu mir. – (Er spricht genau wie Fred.)

– Sie waren ja auch immer lieb zu mir –, erwiderte ich, – ich sage immer, so einen Chef wie Sie gibt es nicht wieder. –

Dr. Loewy wollte etwas sagen, aber seine Stimme versagte.

– Kinderl –, stammelte er, – Kinderl. – Und nun geschah etwas, was ich am wenigsten erwartet hatte. Dr. Loewy zog seine Briefftasche, entnahm ihr drei Scheine zu hundert Schilling und drückte sie mir in die Hand. Ich wehrte ab.

– Nein, Herr Doktor, nein, bitte, Sie werden sie selber brauchen! –

– Nehmen Sie, Fräulein Agnes, nehmen Sie nur. Bevor sie jene bekommen, ist es mir lieber, Sie kaufen sich etwas Schönes ... zur Erinnerung an mich! –

– Zur Erinnerung! – Ich versuchte zu scherzen. – Sie sind doch da, Herr Doktor, und ... –

Hans sperrte die Tür auf. Ich ergriff die Scheine, die Dr. Loewy mir noch immer entgegenhielt, und stopfte sie in mein Täschchen.

Später sagte mir Herr Guggenheim, Dr. Loewy werde liquidieren müssen, bei den Nazi dürfe es keine jüdischen Verleger geben. Ist es nicht entsetzlich?

Nach Büroschluss fuhr ich zu Freds Eltern. Ich gehe jetzt fast täglich hin, ich habe das Gefühl, dass sie sich freuen, wenn ich komme, auch Alice. Ich stieg in die Elektrische vorn ein und wollte die Tür in das Wageninnere aufmachen, da wir draussen mehr waren als die vorgeschriebenen neun Personen. – Sehen Sie denn nicht, dass es gesperrt ist! – keifte mich eine Frauenstimme an. Ich sah mich um, da stand eine dicke Rotblonde mit einem grossen Hakenkreuz, ähnlich der, die mit uns damals die Schuschniggrede abgehört hatte – oder war sie es selbst und hatte mich erkannt? Mir wurde ganz heiss. – Aber der Schaffner muss doch aufschliessen –, verteidigte ich mich, meine Stimme klang etwas kläglich.

– Sie können einen Augenblick warten, es ist hier niemand zu Ihrer Bedienung da! –

Der Schaffner sperrte auf. Ich ging in den Wagen und setzte mich hin. Sie nahm mir gegenüber Platz, sah mich gehässig an.

– Ja, ja –, sagte sie. Ich schaute weg; als ich sie wieder mit dem Blick streifte, merkte ich, dass sie mich unablässig höhnisch

anstartete, und wiederum sagte sie: – Ja, ja! – Ich bekam ordentlich Angst. Hatte sie mich erkannt? Dann würde sie mich doch bestimmt anzeigen. – Haben Sie den Führer gesehen? – fragte ein älterer Herr einen anderen neben mir. – Wissen Sie, ich finde, er sieht so anders aus als der Schuschnigg, ich möchte sagen: so vertrauenerweckend! – Die Rotblonde fixierte mich noch immer voller Abscheu. – Bellaria! – rief der Schaffner! – Ende des Zehngroschentarifs! – Ich stand auf, auch die Dicke, ich drängte mich vor, sprang aus dem Wagen, rannte, was ich konnte. Erst an der Oper schöpfte ich etwas Atem.

– Nanu, Fräuln, so eilig? – sagte ein Mann mit einem Hakkreuz. Dann blickte er auf meinen Mantelaufschlag, stutzte und trollte sich.

Ach, das war es! Ja, ich hatte mich bis jetzt nicht entschliessen können, ein Abzeichen zu tragen, die Leute hielten mich für eine Jüdin! Gestern war eine Verordnung erlassen worden, die den Juden verbot, das Hakenkreuz anzustecken. Nun musste sich jeder Arier, wenn er nicht für einen Juden gehalten werden wollte, die zwei gekrümmten Würmer an die Brust heften. Die Ausländer hatten sich aus ihren Konsulaten Rosetten in den Farben ihrer Länder geholt, die Juden trugen ... nichts, und dieses Nichts war der gelbe Fleck, der sie zu Parias stempelte!

Sollte ich aus Solidarität mit ihnen mich Beschimpfungen aussetzen? Ich nützte ihnen nicht und schadete mir!

Ich hatte mir vorgenommen, das Hakenkreuz auf der Stiege abzunehmen, aber plötzlich sah ich Dr. Brenner die Treppe herunterkommen. Er begrüßte mich freundlich und tat, als bemerkte er das Abzeichen nicht. Ich fragte geradeaus: – Ist es feig, dass ich das trage? –

– Nein, das ist ganz richtig –, beruhigte er mich. – Warum soll man sich Unannehmlichkeiten zuziehen? Ich fahre jetzt zur Westbahn. Alice will heute Abend verreisen. –

– Ach! Hat sie einen Pass bekommen? –

– Nein, wir hatten zwar hier eine junge Bekannte aus Polen, die ihr den ihrigen zur Verfügung stellen wollte, aber sie ist viel jünger als meine Tochter und hat dunkle Augen, das ist zu gefährlich. Alice will es mit ihrem eigenen versuchen. Wir haben verschiedene ausländische Konsulate angerufen, um zu hören, ob den österreichischen Reisenden an der Grenze Schwierigkeiten gemacht werden, aber sie geben ausweichende Antworten, manche Länder haben bereits für Österreicher den Visumzwang ein-

geführt. Ja, mein liebes Kind, wir werden nichts zu lachen haben. Ich bin dafür, dass Alice heute fährt, solange Frankreich die Einreise noch nicht gesperrt hat. Ausserdem schläft sie keine Nacht ohne Schlafmittel, sie richtet sich und uns zugrunde. Auch Fred ist dieser Ansicht. –

Nun begann Freds Meinung plötzlich in der Familie mitzuzählen, vielleicht, weil er ruhiger war als die anderen. Ich freute mich darüber, denn ich glaube, ohne mich zu überheben, dass es mein Verdienst ist.

– Agnes, ich will es wagen –, sagte Alice; sie war in diesen zwei Tagen tatsächlich magerer geworden. – Wirst du mich zur Bahn begleiten, Agnes? –

– Wir werden dich alle begleiten, mein Kind –, sagte die Mama und packte Alicens Tanzschuhe in den Koffer.

– Nein, Mama, nein, ich will nicht, dass drei Leute ohne Hakenkreuz mir das Geleite geben. Und lass die Tanzschuhe, bitte. Mir ist es gar nicht danach zu Mute. –

– Aber, Kind, wenn du einmal in Paris zu einer Gartenpartie eingeladen bist, dann wirst du in Verlegenheit sein. Und sie nehmen doch so wenig Platz ein ... –

Frau Dr. Brenner liess sich die Fiktion, dass Alice zum Vergnügen fahre, nicht nehmen. Man hielt an dem Ritual fest, das sonst jeder Abreise eines Familienmitgliedes voranzugehen pflegte. Es gab ein feierliches Nachtessen mit Alicens Lieblingsspeisen, die sie kaum anrührte. Alle sprachen sehr laut von gleichgültigen Dingen.

Aber beim Abschied brach die Mama in Tränen aus, auch Papa bekam feuchte Augen. Ich wunderte mich ein wenig über die viele Küsserei, in unserer Familie war so etwas nicht üblich. Wenn man auch sehr aneinander hing, so zeigte man es nicht. In letzter Minute nahm Fred seiner Schwester die Schreibmaschine aus der Hand.

– Lass das, Li, du fährst doch zur Erholung. Die Leute sollen nicht darauf aufmerksam werden, dass du Journalistin bist. –

Dann holte das Mädchen ein Auto. Wir stiegen ein. Fred stützte seine weinende Mutter, der Vater schärfte Alice noch schnell ein, an welche Onkel und Tanten sie sich wenden musste, um Geld zu bekommen. Gestern war die Verordnung erlassen worden, dass Auslandsreisende nur zehn österreichische Schilling und 20 Schilling in Valuta ausführen dürfen. Einen Tag vorher hätte Alice noch 200 und Valuta um 500 mitnehmen können!

Der Zug war überfüllt, auch die zweite Klasse. Die Reisenden und die Begleitpersonen trugen nur spärlich das Hakenkreuz. Wir vermochten nur wenige Worte miteinander zu wechseln, und es gab auch wenig zu sagen. Alice bat nur leise: – Wenn was passiert, Agnes, stehe meinen Eltern zur Seite. – Ich nickte. Sie fügte hinzu, gleichsam, als würde sie sich selbst Mut zusprechen: –

Ich telegraphiere aus Buchs. – Papa hatte ausdrücklich betont, er wolle keine Depesche aus Buchs haben, sie soll aus Zürich telegraphieren, das hatte sie nun vergessen. Aber ich wollte sie nicht daran erinnern. Die Hauptsache, dass sie überhaupt telegraphierte.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Der ganze Bahnsteig folgte ihm. Wehende Taschentücher, arme, krampfhaft lächelnde Gesichter, die sich bemühten, Zuversicht zu markieren. Die Zungen logen: – Auf Wiedersehen! –, und die Augen sagten: – Leb wohl, leb wohl, für immer! –

Draussen vor der Sperre wartete Fred auf mich:

– Ist sie weg? – fragte er, als ob es schon bei der Abreise Zwischenfälle hätte geben können.

Als wir in eine Seitengasse einbogen, nahm er meinen Arm.

– Du weisst, dass Papa seine Kanzlei abgeben muss? Wir haben es vor Alice verheimlicht. –

Das wusste ich nicht. Ich hatte die Abendzeitung nicht gelesen, in der die Verordnung stand, die den jüdischen Rechtsanwälten samt und sonders die Ausübung ihres Berufes verbot. Man nahm nicht einem auf die Kriegsteilnehmer oder die Söhne oder Väter der Kriegsgefallenen Rücksicht. Es war viel schlimmer als in Deutschland. Berühmte Künstler und Ärzte, die sich nie politisch betätigt hatten, waren in Schutzhaft genommen worden, auch Kaufleute; die Gestapo arbeitete schlagartig, aber ohne jede Logik, man verstand nicht, warum es gerade diesen oder jenen getroffen hatte. SA. drang in die Wohnung von Juden ein, erpresste Geld, schleppte die Leute zur Strassenreinigung.

Sie sollten vor allem das – Mit Schuschnigg für Österreich – abwaschen, diese – echt jüdische Parole – . In einigen Fällen hatten deutsche Reichswehroffiziere bei Plünderungen interveniert und, wie man erzählte, sogar einen österreichischen Nazi angeschossen. Papa hatte selbst gesehen, wie ein Deutscher einen bodenständigen Antisemiten, der einen alten Juden bedrängte, mit den Worten – Mach, dass du weiterkommst, du Schweinehund – weitergejagt hatte. Es waren sogar ein paar Nazi, die behauptet hatten, Musso-

lini werde Südtirol an Hitler zurückgeben, eingesperrt worden. – Denn –, schrieb die Zeitung, – solche Gerüchte konnten nur von Schädlingen verbreitet werden, um das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und Italien zu stören. – Auch die Redensart von den – getarnten Kommunisten –, die in SA.-Uniform Plünderungen durchführten, war für Österreich wieder aufgewärmt worden.

Als wir uns trennten, nahm mich Fred bei den Schultern und flüsterte: – Vergiss nicht, morgen zu Pater Bonifazius zu gehen. – Er wagte nicht, mir einen Kuss zu geben. Schon, dass wir Arm in Arm durch die Stadt gegangen waren, ist eine Tollkühnheit gewesen.

16. März.

Heute in aller Früh ging ich zu Pater Bonifazius. Im Volksgarten grünt schon die Blätter, Blumen blühen vor dem Denkmal der Kaiserin Elisabeth. Ob sie dasselbe abtragen werden? Wie gleicht doch das Schicksal dieser schönen Frau dem unseres Landes! Auch sie wurde rücklings von einem Wahnsinnigen überfallen und erdolcht. Aber ihr Todeskampf war kurz – wir aber werden monatelang, jahrelang sterben.

Sie haben es eilig gehabt, ihre bösen, törichten Gesetze auf unser Land zu übertragen. Ich wusste es ja und blieb deswegen auch ruhig, als Pater Bonifazius mir schonend mitteilte, er könne leider nichts in meiner Angelegenheit machen. – Armes Kind, sie sind Ihnen zugekommen –, sagte er und fügte hinzu: – Sie waren heute da und haben von mir die Schlüssel unseres Waisenhauses verlangt. Auch in unserem katholischen Land werden die Christenverfolgungen beginnen. Aber bis jetzt ist es keinem Mächtigen dieser Welt gelungen, Gottes Kirche zu zerstören. Sie wird auch diese Prüfung siegreich überstehen. –

Merkwürdig, ungefähr dasselbe hatte der alte Kaftanjude in der Strassenbahn gesagt.

Um nicht zu verzweifeln, versuchte ich an diejenigen zu denken, denen es noch schlechter geht. An die Juden und Reisenden, die sich jetzt bebend der Grenze nähern. Nun muss Alice sich bald der Gestapokontrolle stellen. Ob sie auf der schwarzen Liste steht? Ob diese schwarzen Listen schon fertiggestellt und den Grenzbehörden übergeben sind? Es wird hier noch immer gefei-

ert, mit Fahnen und Märschen und schulfrei und geschlossenen Fabriken, aber trotzdem haben die Leute Zeit für Verhaftungen und Verordnungen gegen die Juden. Viele nehmen sich das Leben, in der Zeitung steht unter den Selbstmördern auch Fey und Frau und Tochter, der ehemalige Vizekanzler, von dem man munkelt, er habe auf Dollfuss den letzten Schuss abgegeben. Vermutlich hätten sich die Nazi nicht entgehen lassen, ihm einen Schauprozess zu machen und ihn öffentlich hinzurichten, um ihren Parteimann Planetta zu rächen, den der Schuschnigg als Dollfussmörder hängen liess. Auch Besitzer grosser Warenhäuser und andere, die mit Politik nicht das geringste zu tun hatten, sind aus dem Leben gegangen. Es ist aber möglich, dass sie einfach umgebracht wurden, man weiss nichts Genaueres darüber.

Am Burgtheater hängt die Ankündigung der Uraufführung eines Stückes des neuen Burgtheaterdirektors Mirko Jelusich, – Der Zauber von Wien – . Dr. Guggenheim behauptet, dieses Stück wäre als Reklame für die Schwechater Brauerei geschrieben worden, der Zauber von Wien ist das Bier von Schwechat. Jelusich sei väterlicherseits Kroat, mütterlicherseits Tscheche.

Die Zeitungen schreiben zwar, seine Mutter, eine Sudetendeutsche, habe ihn gegen den Willen des Vaters als vollblütigen Deutschen erzogen, aber das soll glatt erfunden sein. Herr Guggenheim sagt, Jelusich habe sich abwechselnd mit demselben Enthusiasmus zur tschechischen oder zur kroatischen Nation bekannt, je nachdem, ob er in Prag oder in Zagreb aufgeführt wurde.

Nach dem Büro fuhr ich zu Freds Eltern, ich wollte wissen, ob ein Telegramm von Alice gekommen sei. Und tatsächlich, das erste, was ich auf dem Speisezimmertisch erblickte, war das gelbliche Formular mit dem aufgedruckten Zauberwort: Buchs. Ich weiss nicht, wie es kam, aber plötzlich umarmte mich die Mama und gab mir einen herzlichen Kuss, und auch ich vergass vor Freude einen Augenblick lang den Pater Bonifazius.

Fred nahm es viel gleichgültiger auf, als ich gefürchtet hatte. – Wir werden ja doch emigrieren müssen –, sagte er, – und in einem fremden Lande werden wir heiraten können, wenn wir unsere österreichischen oder deutschen Pässe zum Teufel schmeissen, und falls es doch nicht gehen sollte, schadet es auch nichts. – Ich bin seiner Meinung, man ist doch nicht verheiratet, weil man auf dem Standesamt war, sondern weil man sich liebt. Wir setzen uns zu Tisch, viel ruhiger als in den letzten Tagen, da wir Alice in Sicherheit wussten. Papa besprach mit Fred die Liquidierung sei-

nes Anwaltsbüros. Ich finde, dass die Juden doch viel Haltung haben, mit welcher Gelassenheit sie auf ihren durch Jahre angesammelten Besitz, selbst auf ihre Existenzbasis verzichten! Es ist eben ein altes Wandervolk, das immer wieder seine Zelte abbrechen musste.

Fred hat ein Heft des Militärwochenblättchens gebracht, in dem ein Artikel über das – Land Österreich – steht, obschon der Anschluss zurzeit, als der Artikel gebracht wurde, noch gar nicht vollzogen war. Darin wird von unserer Heimat wie von einem Gebrauchsgegenstand gesprochen. Hier gibt es keine Phrasen mehr von Rasse und deutschem Blut, sondern nur eine Aufzählung unserer Reichtümer, unseres Erdöls und Erdgases, unserer Wasserkräfte, unseres Fleisches und Fettes. Es ist die Rede von Blei, Zink, Kupfer, Graphit, Mangan und dem besonders wichtigen Magnesit, von den stillgelegten Goldbergwerken in den Hohen Tauern, die wieder in Betrieb gesetzt werden könnten, von den herrlichen Wäldern und der Nähe der beiden Rohstoffländer Jugoslawien und Ungarn, die besonders im Falle eines Krieges von einem nicht zu unterschätzenden Wert wären. Auch die Donau wird im Zusammenhang mit der Reichskriegsflotte erwähnt. Nein, das war kein – Anschluss –, wir sind nicht Gleichberechtigte, sondern ein Kolonialvolk, das sich von dem Sieger ausplündern lassen muss!

Nach dem Nachtmahl bekamen wir von einer verwitweten Schwägerin Dr. Brenners Besuch – ach, es war kein besonders erfreulicher Besuch! Schluchzend kam die Dame herein, irgendein Strassenjunge hatte ihr – Saujüdin – zugerufen und sie angespuckt. –

Und dafür ist Benno gefallen! – wiederholte sie unter Tränen, – dafür ist er gefallen! – Der Papa suchte sie zu trösten, indem er sagte, man könne sich doch nicht über den Mob aufregen. – Wir sind die Opfer einer Naturkatastrophe –, erklärte er.

– Eine Plage geht durch das Land, sie heisst Nationalsozialismus, wie sie früher Pest hiess ... –

– Um Gottes Willen, Leo –, unterbrach die Mama, – nicht so laut! Wenn dich das Mädchen hört! –

– Eine Pest geht durchs Land –, wiederholte der Papa mit gesenkter Stimme. – Es ist entsetzlich, jawohl, und vielleicht gehen wir alle noch daran zugrunde. Aber kann mich die Pest beleidigen? Ich fürchte die Pestbazillen, weil sie mich physisch vernichten, aber ich weigere mich, zu diesem Infektionsherd auch noch eine seelische Beziehung herzustellen. Wenn dich ein

toller Hund beisst, fühlst du dich dann in deiner Ehre verletzt? –

– Ach, das ist doch ganz was anderes –, jammerte die Schwägerin. – Was würdest du sagen, Leo, wenn du im Kriege gefallen wärest und man deiner Frau ... –

– Es ist durchaus nicht so viel anders, als du glaubst –, unterbrach sie der Papa. – Sieh mich an: gestern noch war ich ein angesehenener Anwalt, heute bin ich nur noch Privatmann und morgen vielleicht Bettler. Sie brauchen Geld, Klara, sie haben sich mit ihrem Vierjahresplan vergaloppiert, so müssen wir herhalten, und um ihren Raub zu rechtfertigen, beschimpfen sie uns. –

Und plötzlich kam mir Goethes Verslein in den Sinn:

Übers Niederträchtige niemand sich beklage,

Denn das ist das Mächtige, was man dir auch sage.

Sollte der alte Herr doch recht gehabt haben?

17. März.

Heute bekamen wir unsere Kündigung für den 1. Mai, Hans und ich. Es war Herr Guggenheim, der sie uns zustellte. Der Chef hatte sich in seinem Büro eingesperrt. Ich sass da, vor meiner Schreibmaschine, ohne den Finger rühren zu können. Ich hörte, wie Dr. Guggenheim dem Hans draussen im Gang ermunternd sagte: – Auf jeden Fall werden Sie jetzt Arbeit bekommen, Hans. – Und Hansens gepresste Stimme antwortete: – Ja, zu welchem Lohn? –

Vom Fenster aus blickte ich auf die Bäume des Volksgartens, die bald in grünem Schmuck stehen würden. Im Mai strömte Fliedergeruch in unsere Verlagsräume, und ich pflegte ein paar Zweige neben meine Schreibmaschine zu stellen. Und dann kamen die Rosen dran, dann meine Lieblingsblumen – die schmetterlingsleichten, farbigen, duftenden Wicken!

Und schliesslich die Astern. Ich holte die Sträusse sonntags aus den Gärtnereien des Wienerwaldes, wo sie billiger sind, und Fred wollte sie immer zahlen. Ja, der Frühling wird kommen, und dann der Sommer, aber niemals, niemals mehr die Freude! Wie im alten Wiener Lied: – Es wird ein Wein sein, doch wir werd'n nimmer sein, 's wird schöne Madeln geben, doch wir werd'n nimmer leben... – Nein, wir werden nicht leben, wir werden nur Maschinen sein, die gehorchen müssen, weil sie Angst haben. –

Und es stellte sich heraus, dass nicht nur wir – Dr. Loewy, Freds

Familie, Mitzi und Franz – die Leidtragenden sind. Nach Büroschluss traf ich Friedl an der Strassenbahnhaltestelle. Unwillkürlich fuhr ich zurück. Am Ende würde sie es für ihre Pflicht halten, mich anzuzeigen ? Aber sie kam auf mich zu mit einem teilnahmsvollen Lächeln:

– Und dein Freund, wie geht es ihm? –

– Und dem deinigen, hat er den schönen Extraposten erhalten? Werdet ihr bald heiraten? –

Sie schüttelte verdrossen den Kopf, sah sich schnell um und flüsterte noch viel leiser als zurzeit Schuschnigg:

– Das gibt's doch nicht! Auf den feinen Posten sitzen lauter Piefkes! –

Ich war wie aus den Wolken gefallen. Dass ein Mitglied des – Bundes deutscher Mädels – den Wiener Spottnamen für Reichsdeutsche verwendete, das kam wohl zum erstenmal vor. Wie verbittert mussten sie sein, unsere Herren Nazi! Friedl berichtete leise:

– So haben wir's nicht gemeint, so nicht. Wir wollten nationalsozialistisch regiert werden, aber doch von unseren eigenen Leuten. Hast du gehört, wie der Göring mit uns redet? Die Deutschen würden uns das Arbeiten beibringen, jetzt sei es aus mit der Gemütlichkeit, und viele Österreicher hätten den Tod verdient. Walters Vater, der Major, sagt, im Kriege hätten sie sich genau so benommen. Überhaupt hat uns der Kaiser Wilhelm in den Krieg hineingehetzt, der Franz Joseph, der wollte ja gar nicht. Und die Katzelmacher, die haben uns schon einmal verraten! –

Meine Elektrische rollte gerade heran. Aber ich rührte mich nicht, es war zu interessant!

Friedl wartete, bis die Leute eingestiegen und abgefahren waren, dann sah sie sich wieder um und setzte fort:

– Ja, und man hat schon ein paar von uns verhaftet, die eine Versammlung abhielten, was nun zu tun sei. Die Piefkes, die Leute von dem Gestapohimmler, und der Piefke, der Bürckel. Und der Seyss ist ja auch nur ein Sudetendeutscher und hat überdies nichts mehr zu sagen. –

– Der war doch schon immer ein Sudetendeutscher –, bemerkte ich.

– Ja, aber man hat ihm doch nicht zugetraut, dass er verraten wird. (Nun sprach Friedl gar von Verrat!) Na, die Herren werden sich wundern. Wir Österreicher, wir sind keine Preussen, wir lassen uns von dem Kommissstiefel nicht grade treten. Unser Wien,

hast du gesehen, was sie daraus gemacht haben? Und das ist noch gar nichts. Hitler will die Bäume und die Blumenbeete am Ring abtragen lassen, damit mehr Platz zum Marschieren ist. Und das ganze Geld der Nationalbank haben sie nach Berlin übergeführt. Und unsere Butter werden sie zusammenfressen, und anziehen können wir uns mit ihren Ersatzstoffen und sonst Dreck. –

– Das sagt alles der Walter? –

– Ja, auch der Walter und der Herr Major. Eine Haussuchung haben sie bei ihm gemacht. Weil er eine Pension bekommt, und die möchten sie ihm gerne nehmen. Ein Glück, dass sie von der jüdischen Grossmutter nichts wissen! Hoffentlich kommt es nicht heraus! – Sie blickte mich plötzlich misstrauisch an: – Ja, Agnes, hältst du auch bestimmt den Mund? Ich habe dir so viel erzählt... –

– Na Friedl, ich glaub', du weisst doch, dass ich keine Tratschen bin! –

– Schon, schon, aber man kann so leicht ein Wort zuviel sagen im Gespräch. Und weil ich dir damals gesagt habe, du sollst dich von deinem Juden... wollt' sagen, von deinem Freunde trennen. –

– Ach so, du meinst, wir würden uns jetzt dafür an dir rächen. Na, einen schönen Begriff von den Menschen hast du bei deinen Nazi bekommen! –

– Ich meine nur so: Vielleicht denkst du dir, du kannst dich loskaufen, wenn du jemand anzeigst. Aber das sage ich dir, Agnes, das nützt dir auch nichts. Wenn du mich anzeigst, weil ich dir das alles gesagt habe, so zeige ich dich auch an. Wegen Rassenschande zeige ich dich an. –

Ihre Drohungen machten mich ganz wütend.

– Ich habe keine Angst vor dir –, sagte ich (es war übrigens gar nicht wahr). – Und ich bin nicht so gemein wie ihr. –

– Aha, du hast gesagt, dass die Nazi gemein sind –, bemerkte Friedl mit Genugtuung. – Das werde ich mir merken, für den Fall, dass du mich doch anzeigst. Na, da kommt meine Elektrische, leb wohl, Agnes. –

Ich wandte mich ab und tat, als bemerkte ich ihre ausgestreckte Hand nicht.

– Ach, du bist beleidigt? Da schau einer an. Na schön. Aber merke dir: Hand wird nur von Hand gewaschen, eine Diskretion ist die andere wert. –

Damit lief sie zur Elektrischen.

Wird man in dieser Atmosphäre leben können?

Ich erledigte einige Besorgungen auf der Mariahilfer Strasse, kaufte irgend etwas zum Nachtmahl ein und ging nach Hause. Beim Tischdecken liess ich einen Teller fallen, der in Stücke sprang; aber ich ärgerte mich nicht einmal über meine Ungeschicklichkeit, wie ich es sonst getan hätte, jetzt war doch schon alles egal. Ich sammelte die Scherben und trug sie in den Müll-eimer. In der Küche zeigte die Uhr bereits halb acht. Wo Fred nur so lange blieb? Ich ging ins Zimmer von der Frau Doktor. Alles lag noch herum wie am Tage ihrer Abreise, übrigens sah auch mein Zimmer sehr vernachlässigt aus; ich hatte schon drei Tage keinen Staub gewischt, das war früher nie vorgekommen. Dass die Frau Doktor nicht schrieb! Vielleicht fürchtete sie, mich zu gefährden. Ich zog ihr Bett ab, legte die Leintücher und Polster-bezüge zusammen, trug sie in die Schmutzwäsche. Jetzt musste Fred doch längst da sein. Ob nicht zu Hause etwas vorgefallen war? Ich telephonierte seinen Eltern, das Mädchen berichtete, die Herrschaften seien ausgegangen. Wie furchtbar ist doch das War-ten, noch dazu in diesen Zeiten! Um nur irgend etwas zu tun, rief ich Frau Rosenberg an. Das Telephon läutete lange, niemand kam zum Apparat. Vielleicht hatte auch sie, wie so viele andere, Wien verlassen. Ich entsann mich ihrer Worte an jenem Abend: – Nelly hat nach Jugoslawien geheiratet, Gott sei Dank! – Ja, man konnte von Glück sagen, wenn man Verwandte im Auslande hatte!

Endlich, um dreiviertel neun, klingelte es. Ich stürzte zur Tür. Es war Fred, aber wie sah er aus! Bleich, mit flackernden Augen, zerzausten Haaren. Er zog eine scheussliche Grimasse, die ein Lächeln sein sollte, und sagte: – Verzeih, dass ich so spät komme. Ich habe nur ein bisschen Auto putzen müssen. – Er schien ganz erschöpft. Ich zwang ihn, sich auf dem Couch auszustrecken.

Diese kleinen Gemeinheiten der Nazi waren fast noch schlim-mer als die grossen. In den ersten Tagen hatten sie die Juden geholt, damit sie die Propaganda – ihres Schuschniggs – wegputz-ten. Nun hatten sie an dem Spiel Geschmack gefunden. Heute, da die Trottoirs sauber waren, schleppten sie ihre Opfer in die Garagen, Au-tos reinigen.

Fred befand sich gerade bei der Tante Cilli. Es war gegen fünf Uhr, die Tante hatte ihr Nachmittagsschläfchen hinter sich und schickte sich an, eine Schöpfung ihrer Hausschneiderin, eines älte-ren, kränklichen Fräuleins, anzuprobieren. Da klingelte es, und gleich darauf meldete die Hausgehilfin nicht ohne Schaden-

freude, Herren von der SA. wünschten die gnädige Frau zu sprechen.

Das Gespräch war kurz, man wollte der Tante nicht einmal erlauben, ihren Schlafrock gegen ein Kleid zu vertauschen. Sie beging aber die Unvorsichtigkeit, ins Wohnzimmer zurückzukehren, um ihr Täschchen zu holen. Als der SA.-Mann, der ihr folgte, die Schneiderin und Fred erblickte und auf seine Frage den Bescheid bekam, dass sie beide Nichtarier waren, nahm er sie gleich mit. Das alte Fräulein zitterte und bebte, die Tante markierte Überlegenheit und Dame von Welt: – Ruhe, Fräulein Klara, wir tun unsere Pflicht! – Sie erklärte den SA.-Leuten, ein Auto nehmen zu wollen. Ein SA.-Mann setzte sich zum Chauffeur, der andere in den Wagen, und so fuhr man in die Garage – Auto putzen. Während die Unglücklichen mit Scheuertuch und Spülwasser hantierten, machten die SA.-Leute Bemerkungen über die Judenweiber, die bis in den Abend hinein im Schlafrock herum-schlampen und noch immer Geld für Autos haben. Fred, der sich besonders ungeschickt anstellte, bekam einige Rippenstösse. Aber das schlimmste: hinter ihm arbeitete ein Mädchen, dem man Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatte, damit es ihre – jüdischen Beine – zeige. Es war ganz fahl im Gesicht. Man merkte ihm die Angst an, dass es nun noch schlimmer komme. Die Tante stolperte über ihren langen Schlafrock, die Druckknöpfe öffneten sich, die dicken Knie mit den runden Strumpfbändern kamen zum Vorschein; die Braunen wieherten auf. Zwei Stunden dauerte die Qual, endlich liess man sie gehen.

Die Tante wagte es nicht mehr, ein Auto zu nehmen. Todmüde watschelte sie die Mariahilferstrasse hinunter, unter dem eleganten Mantel sah der Schlafrock heraus, allen dreien standen Schmutzspritzer im Gesicht.

Zu Hause angekommen, bekam die Tante einen Weinkrampf, die Schneiderin bemühte sich um sie. In der Küche putzte die Hausgehilfin den Mantel und summt fröhlich eine Volksweise. Später meinte die Tante, es sei bestimmt die Anni gewesen, die sie bei der SA. denunziert hätte, denn sonst sei niemand im Hause geholt worden. Vor einigen Wochen hatte sie das Mädchen am Sonntag im Prater mit ihrer Boa um den Hals getroffen und habe sie zur Rede gestellt. Aber trotzdem traute sie sich nicht, die Anni wegzuschicken, sie hoffte nur, dass das reichsdeutsche Gesetz, wonach Juden keine Hausgehilfin unter 45 Jahren beschäftigen dürfen, auch in Österreich bald in Kraft treten würde. Ob dieses

Gesetz auch dann Geltung hätte, wenn kein Mann im Hause war?

– Ich will weg –, sagte Fred, – ich kann es hier nicht ertragen. Lieber in einem fremden Lande verhungern ... übrigens werden wir auch hier verhungern ... –

– Morgen besprechen wir alles –, schlug ich vor. – Heute bist du zu müde dazu. –

Er schüttelte den Kopf: – Ich fühle keine Müdigkeit. Ich fühle überhaupt nichts mehr. –

Als er weggegangen war und ich im Zimmer Ordnung machte, sah ich auf dem Boden neben dem Sofa einen Brief liegen, er musste ihm aus der Tasche gefallen sein. Ich hob ihn auf, der Umschlag trug den Namen seiner Firma. Noch ehe ich den Bogen entfaltet hatte, wusste ich, was im Briefe stand: es war seine Kündigung für den 1. September, mit dem Vorbehalt, dass er auch zu einem früheren Termin fristlos entlassen werden konnte.

18. März.

Ich schreibe diese Zeilen im Zug.

Alle Mitreisenden stehen an den Fenstern, schauen hinaus, die Köpfe an die Scheiben gepresst, um noch ein Auge voll von der Heimatstadt mitzunehmen ... Ach, es ist die Heimatstadt nicht mehr, die Fahnen der Eroberer umwehen die Häuser und Strassen ...

Als wir an Schönbrunn vorbeifahren und die Gloriette, weiss im Mondschein, sichtbar wird, schluchzt jemand auf; gleich darauf humpelt ein grosser, breitschultriger, graumelierter Mann mit eingezogenen Schultern in das Nachbarabteil...

Hütteldorf-Hacking... Der Expresszug rast daran vorbei... Von hier aus sind wir auf die Knödelhüttenwiese gestiegen. Nein, nur keine Erinnerung. Ich muss versuchen, vorwärtszudenken ... morgen bin ich in der Schweiz ... wenn ich durchkomme. Diese zwei Männer am Westbahnhof waren die ganze Zeit hinter mir her, als Mitzi mir durch das offene Kupefenster noch einmal die Hand reichte, sahen sie herüber. Hoffentlich geschieht der armen Mitzi nichts ...

Wir haben heute Unmengen von gedrucktem und beschriebnem Papier verbrannt. Meine Schulhefte waren darunter und mein Album, in dem sich die Mitschülerinnen mit Gedichten und Zeichnungen verewigt hatten, Briefe, ein Teil meiner Bibliothek,

sogar die – Mutter – von Gorki, mein Lieblingsbuch. Aber diese Blätter habe ich mir nicht nehmen lassen. Sie enthalten unser Leben im letzten Monat, sie erzählen von Fred und Mitzi und all der Qual und der getäuschten Hoffnung auf eine neue Freiheit. Mitzi hat mir versprochen, sie postlagernd nach Zürich zu schicken. Und jetzt schreibe ich das letzte Kapitel dazu. Ich weiss, es ist unvorsichtig von mir. Aber es schon alles, alles gleich ...

Heute kamen sie in den Verlag. Sie wussten, dass Dr. Loewy 1'000 Schilling für den Abstimmungsfonds gespendet hatte, sie wissen alles. Sie verlangten nicht erst, den Chef zu sprechen, sondern der eine ging quer durch unser Zimmer direkt in Dr. Loewys Büro. Wie einer, der sich auskennt. Es war Winkler, unser ehemaliger Buchhalter, den der Chef nach seiner Haft nicht mehr zurückgenommen hatte.

Gleich darauf kam Dr. Loewy, sehr bleich, zwischen den zwei SA.-Leuten. Er sah nicht auf. Herr Guggenheim stand unbeweglich an seinem Schreibtisch. Ich ging mit den dreien hinaus, ich suchte verzweifelt nach Worten, die die Kerle vielleicht bewegen könnten, Dr. Loewy freizugeben. Es fiel mir nichts ein, sie waren schon an der Tür. Da drehte sich Winkler um: – Ah, Fräulein Agnes, auch noch da? – sprach er hönisch. – Sorgen Sie sich um Ihren Verlagsjuden? – Er wies auf Dr. Loewy. – Der ist in guten Händen, kann ich Ihnen versichern. Aber Sie haben immer eine Schwäche für Juden gehabt, nicht? –

Ich antwortete nicht.

– Na, Sie sind aber nicht sehr gesprächig heute. Wir werden noch darauf zurückkommen. Jetzt werde ich mir nur erlauben, Sie um Ihren Pass zu bitten. –

– Meinen Pass? – stammelte ich. – Den habe ich doch nicht bei mir. –

– O, machen Sie sich keine Sorgen. Ich lasse ihn nachmittags holen. –

– Ja, aber warum denn? – Ich war fassungslos.

– Wegen Fluchtgefahr, wenn Sie wissen wollen. –

– Glauben Sie, dass ich meine Devisen ins Ausland schieben werde? – fragte ich mit schiefem Lächeln.

– Stellen Sie sich nicht dümmer, als Sie sind. Sie werden sich doch wohl noch an die netten Flugzettel erinnern, mit denen Sie mich erbauen wollten? –

– Ach die! –

Ich hatte mich wieder ganz in der Gewalt und sprach ganz

ruhig. – Deswegen brauchen Sie meinen Pass nicht abholen zu lassen. Ich bringe ihn morgen her. –

– So, Sie glauben, Sie werden weiter hier herumsitzen dürfen? Von heute an übernehme ich den Verlag und kann Sie nicht mehr brauchen. Jetzt wird hier anders gearbeitet werden als bis jetzt, liebes Fräulein Agnes. Sie sind fristlos entlassen. –

– Trotzdem kann ich morgen kommen und Ihnen meinen Pass bringen –, sagte ich. Ich musste unbedingt verhindern, dass er noch heute geholt würde.

– So. Das ist ja sehr liebenswürdig von Ihnen. Aber kann ich mich denn ganz gewiss darauf verlassen? –

– Das können Sie bestimmt, Herr Winkler. – Ich sah ihm direkt in die Augen, ich hatte schon früher bemerkt, dass ihn das verwirrte. Auch jetzt wurde er unsicher.

– Na, schön. Ich glaube Ihnen. Aber wenn Sie morgen nicht kommen, lasse ich Sie und den Pass holen. – Er lachte laut auf über seinen Witz.

Dr. Loewy wurde abgeführt.

Ich suchte meine Sachen zusammen, dann ging ich auf Herrn Guggenheim zu und gab ihm die Hand.

– Sie verreisen heute, Fräulein Agnes? – fragte er leise. – Viel Glück. Hoffentlich kommen Sie durch. –

Ich war auf der Strasse. Ich suchte in meinem Notizbüchlein die Adresse von Mitzi – Gnädigen – .

Mitzi öffnete mir selbst, sie hielt noch den Staubwedel in der Hand. Ich sagte nur: – Mitzi, ich reise heute Abend ab, komme bitte von hier sofort zu mir. – Sie nickte nur. Ich rief Fred an, dann ging ich ins Reisebüro und löste eine Karte nach Zürich. Dort befand sich mein Bruder, dann wollten wir weiter sehen.

Ich zahlte die Karte mit dem Geld, das Dr. Loewy mir vorgestern geschenkt hatte. Hätte ich es nicht gehabt, es wäre mir wohl nichts übriggeblieben, als Winkler den Pass zu bringen.

Nun sind wir in St. Pölten, eine Stunde von Wien. Und noch zwölf Stunden bis zur Schweizer Grenze! Die Leute im Kupee haben Bekanntschaft miteinander geschlossen, lauter Emigranten, es ist ein Ehepaar darunter, tschechoslowakische Staatsbürger, die kann man doch nicht aufhalten, oder? Herr Dr. Brenner hatte recht, als er darauf bestand, dass Alice in die Tschechoslowakei fahre, da ist man gleich draussen, wenn überhaupt... Auch das kleine St. Pölten hat beflaggt, nein, ich will das nicht sehen, lieber schreibe ich weiter...

Ich ging auf die Kärntnerstrasse, um mir ein Strickkleid zu kaufen, da ich nach den neuen Devisenbestimmungen nur einen ganz geringen Betrag ins Ausland mitnehmen konnte und mir noch Geld übriggeblieben war. Auf jeder dritten Vitrine stand mit abscheulicher roter Farbe – Jude –, – Jüdisches Geschäft – geschmiert.

Natürlich auch bei Rosenberg, Strickwaren. Der Laden war ganz leer. Die Verkäuferinnen sahen mich verblüfft an; eine näherte sich mir und fragte, was ich wünsche. Sie führte mich hinauf und brachte mir einige – Modelle –, lauter altes, unmodernes, abgestandenes Zeug. Auf meine Frage, ob sie nichts anderes hätte, zuckte sie die Achseln. Rosenberg ist eine erstklassige Firma. Hatte man ihnen die gute Ware, die neuen Frühjahrsmodelle – requiriert – ? Ich fand gar nichts, was mir einigermaßen gefiel, so gern ich kaufen wollte.

Bei Holzer war die SA. anscheinend nicht gewesen, eine kleine jüdische Verkäuferin bediente mich, ich sagte ihr, ich sei auch Jüdin. Darauf erzählte sie mir, alle Kunden hätten sie in diesen Tagen besucht, selbst Arier und solche, die mit den Nazi sympathisierten, drückten Frau Holzer die Hand, versicherten, wie leid ihnen das alles tue. Ich sah auch Frau Holzer, eine volle, brünette Frau in den Fünfzigern. Äusserlich ruhig, aber aschfahl kam sie jedesmal zum Vorschein, wenn die Aussentür ging. Vermutlich erwartete sie braunen Besuch.

Die Firma Ignatz Weiss, wo ich mir einen Mantel kaufte, war schon arisch, wie ein Plakat an der Tür ankündigte; die blonde Verkäuferin trug das Hakenkreuz.

Mitzi kam sehr früh, und wir begannen, meine Sachen zu sortieren. Ich konnte nur wenig mitnehmen. Meine schönen, modernen Möbel, die ich mir auf Raten gekauft und drei Jahre abbezahlt hatte, schenkte ich der Mitzi. Wir sprachen nur wenig miteinander, oder nur das Notwendigste, an die Zukunft wollte keine von uns denken. Als es plötzlich klingelte, zuckten wir beide zusammen. Vielleicht liess Winkler doch den Pass holen? Aber es war Fred. Er brachte von seiner Mutter ein grosses Esspaket und viele Aufträge für die Verwandten im Auslande.

Ich lernte die Namen und Adressen auswendig, während wir Bücher und Papiere verbrannten. Zwischendurch wiederholte Fred: – Ich komme bald nach, Agnes, ich komme bald nach. – Mitzi erzählte, dass der Peter-Onkel geholt worden war. Er hatte in den letzten Tagen viel herumgeredet, auf die Nazi geschimpft und von der neuen Freiheit und dem neuen Arbeitersängerverein

geschwärmt. Er sollte nach Dachau kommen, das allmählich zu einem österreichischen Konzentrationslager wurde. Andererseits versuchten die Nazi, die Arbeiterschaft mit kostenloser Fleischverteilung, Reisen nach Deutschland und anderen Mätzchen zu gewinnen. Daneben gingen die Verhaftungen der Vertrauensmänner weiter. Bei Karl waren sie knapp nach seiner Flucht gewesen, hatten alle seine Sachen beschlagnahmt, nicht ein Hemd war zurückgelassen worden. Mitzi hatte für Karl und Franz Wurst und Schokolade besorgt. Also glaubte sie doch daran, dass ich durchkäme.

– Na, und was soll ich Franz von dir sagen? – fragte ich.

– Sag' ihm, dass ich mich schon durchbring und den Buben auch, er soll sich nicht sorgen. Und dass jetzt alles still ist, sag' ihm, aber es wird wieder werden. –

– Was wird werden? –

– Er wird schon verstehen. Wenn wir jetzt auch so tun müssen als ob – nachgeben tun wir net! –

Der Abend rückte heran und mit ihm die Zeit der Abfahrt. Wir beschlossen, dass nur Mitzi mich begleiten würde, Es war ein schwerer Abschied; Fred und ich, wir weinten beide. Wir werden uns nicht einmal richtig schreiben können!

Nun sind wir in Linz. Wieder die Fahnen, auf dem Bahnhof SA.-Leute. Zwei grosse schwarze Kerle steigen ein, sie sehen aus wie die Karikaturen, der Juden im – Stürmer –, aber zwei Riesenhakenkreuze schmücken ihre Röcke. Anscheinend sind sie deswegen schon öfters angerempelt worden, denn sie beginnen sofort, alle Mitreisenden zu informieren, dass sie Armenier, reine Arier, seien und ziehen ihre Pässe. Niemand interessiert sich dafür als ein dicker Mann, der mit ihnen zusammen eingestiegen ist. – Merkwürdig –, lachte der eine Armenier, – man hat allen Juden in der Nachbarschaft die Autos weggeführt, nur uns nicht. Die Leute wissen eben, dass wir Arier, reine Arier sind. – Der Dicke nickte wohlwollend.

– Gestern habe ich einen bekannten jüdischen Anwalt angerufen –, erzählte der andere. – Hier Teraganian –, sagte ich. – Wer? – fragte er. – Teraganian, Sie haben mal meinen Gegner vertreten, Herr Doktor, ich habe durch Sie Geld verloren. Nun werden Sie sich in Ihrer Haut wohl nicht gut fühlen, Herr Doktor, was? – Da ist er noch frech worden. – Was wünschen Sie, mein Herr –, hat er gesagt, – ich kenne Sie nicht. – – – Aber ich kenne Sie, ich habe durch Sie Geld verloren –, sagte ich. – Und überhaupt, wie spre-

chen Sie mit mir? Ich bin Armenier, Arier, und Sie sind nur Jude. Wir sind genug verfolgt worden. Nun werden, Gott sei Dank, andere verfolgt. Mit Recht verfolgt. Denn Sie sind ein Gauner. –

– Jawohl –, sagte der Dicke lächelnd. – Die Armenier, ich hab' von ihnen gehört. Einen Witz kenne ich über die Armenier, warten S' a Momenteri, wie war der nur? Ein Grieche kann kan Juden net reinlegen. Ein Jude kann kan Armenier net reinlegen. – Der Dicke lachte herzlich. Die Armenier wussten nicht recht, was sie sagen sollten.

– Das ist kein schmeichelhafter Witz für uns –, sagte schliesslich Teragianian. – Diese Witze stammen von den Türken. Sind sie vielleicht aus der Türkei? –

– Na, na, i bin net aus der Türkei –, sagte der Dicke. – I wo wär' i aus der Türkei, schau i so türkisch aus – hahaha! Aus Wasser-oberbrunn bin i, mei' Herren. Kenn' S' die Gegend? Des is bei Innsbruck. Eine Wirtschaft hab' ich dorten, ein erstklassiges Haus mit 100 Betten, wann S' mal in die Sommerfrische wollen? Wawrigg is mei' Name. –

– Sehr erfreut –, sagte der Armenier. – Wir kommen bestimmt zu Ihnen mit unseren Familien, auf sechs, nein, auf acht Wochen. Wir handeln mit Holz. –

– Mit Holz? Das interessiert mich, meine Herren. Mit Holz handeln S'? –

Bitte, bitte, hier unsere Karte! – Teragianian fuhr in die Rocktasche.

– Und wir sind reell, Herr, was denn, wir sind Arier, das sagt alles. –

– Gewiss doch, meine Herren. Und wie gesagt: Ein Grieche kann kan Juden net reinlegen, a Jud kann kan Armenier net... –

– Heute früh an der Bahn kommt ein SA.-Mann auf mich zu –, unterbrach Teragianian. – Er kommt so energisch und sagt: ‚Du Saujud, wie wagst du das Hakenkreuz zu beschmutzen?‘ –

– Heil Hitler! – sag' ich, lieber Volksgenosse, ich beschmutze nicht, denn ich bin Arier, Armenier, die Armenier sind Arier. Teragianian ist mein Name, da ist mein Pass, von der türkischen Regierung ausgestellt. –

– Bitte um Entschuldigung –, sagte er, – Heil Hitler! –

– Bitte schön, Heil Hitler, Volksgenosse –, sagte ich, – es war mir ein Vergnügen. –

Ich konnte es nicht mehr aushalten und ging in den Gang. Am Nebenfenster lehnte der graumelierte Herr von vorhin.

Er streifte mich mit einem Blick und sah weg...

Wir fuhren durch das Salzkammergut. Das waren die Salzburger Alpen, die gute, frische Luft, die liebliche Landschaft des Mittelgebirges. In der Abenddämmerung verblassten die Hakenkreuzfahnen, es war schön und ruhig, es war Heimat. Ich holte das Lebensmittelpaket, das mir Freds Mutter mitgegeben hatte. So liebevoll hatte sie gepackt, ein Schnitzel, Schokolade, Gebäck, auch eine kleine Dose frischer Butter. Wie gut sie alle gegen mich waren, und ich konnte nichts für sie tun! Ich versuchte zu essen, aber es ging nicht, ich musste mich zwingen, um den schönen grossen Apfel hinunterzubringen. Und noch viele Stunden bis Feldkirch, die österreichische Grenzstation!

Der Gastwirt hatte aus seinem Rucksack Brot, Wurst und eine Flasche Bier geholt. Die Armenier sprachen jetzt über türkische Küchenrezepte, wenn man die Speisen nur recht zu würzen verstand, so konnte man auch Reste, die zwei Wochen alt waren, verwenden. Der Wirt machte mit der Hand, die die Wurst hielt, eine verständnisvolle Bewegung, die wohl besagen mochte, dass dieses türkische Rezept ihm nicht neu war. Als er fertig gegessen hatte, zog er die Zeitung. Lächelnd erkundigten sich die Armenier, ob nicht endlich alle Juden Österreichs enteignet, geköpft und vertrieben würden. Der Wirt wusste es nicht, er las nur die Annoncen. Nach einer Weile begann er zu schnarchen. Die Armenier richteten sich ebenfalls zur Nacht ein, indem sie sich zurücklehnten und die Hände auf den Wanst kreuzten. Auch die anderen Reisenden schlossen die Augen, aber keiner schlief. Das merkte man an den gequälten, gespannten Gesichtern. Alle diese Menschen hatten sich mit der Wurzel losreissen müssen und fuhren in eine ungewisse Zukunft.

Die Nacht verging sehr langsam. Ich machte die Augen zu, sass eine ganze Weile unbeweglich da und glaubte, es müsste mindestens eine Stunde vergangen sein, als ich auf die Uhr blickte, waren es kaum fünf Minuten. Ich versuchte mir vorzustellen, was ich in Zürich tun würde, wenn ich durchkäme. Ich werde mich an fremde Menschen um Hilfe wenden müssen. Wie furchtbar ist es, Gefälligkeiten zu verlangen, wenn man nicht in der Lage ist, sie zu erwidern! Ich kann nicht einmal jemand, der mir Geld oder Essen gibt, vorschlagen, dass ich ihm dafür seine Wohnung aufräume oder seine Wäsche wasche, denn das heisst arbeiten, und das ist Emigranten verboten ... Ach, ich kann verstehen, dass sich so viele das Leben nehmen, bevor sie als Bettler in ein fremdes

Land gehen. Und Fred, und Mitzi? Ob ich sie jemals wiedersehe? Allmählich wurde meine Trauer dumpfer. Die Gedanken verwirrten sich, ich schlief ein ...

Ich erwachte von einem kräftigen – Heil Hitler –, vor uns stand ein Beamter mit einer Hakenkreuzbinde, verlangte unsere Pässe und erkundigte sich, ob wir keine Valuta führten. Der Zug stand still, auf dem Bahnhofsschild las ich in grossen Lettern: Innsbruck.

Die Kontrolle begann also schon jetzt. Der Wirt und die Armenier waren ausgestiegen, statt ihrer kam eine blasse junge Frau mit einem Handkoffer. Sie wurde gleich mit dem tschechischen Ehepaar bekannt und erzählte, sie fahre für ihre Wiener Firma nach Paris, ihre Chefin wolle neue Beziehungen in Frankreich anknüpfen, da die Arbeit in Österreich nicht mehr möglich sei. Gestern hatte man sie in Innsbruck zurückbehalten, sie nach Devisen untersucht und nicht weiterfahren lassen. Sie blickte ängstlich zur Tür, ob nicht in letzter Minute jemand erscheine, um sie nochmals herauszuholen.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung, und fünf Minuten später kam eine erneute Passkontrolle, diesmal von jungen SA.-Leuten durchgeführt. Nach einer weiteren halben Stunde wurden wir abermals gefragt, ob sich nicht unter uns ein gewisser Kröger befände, obschon die Lausbuben allmählich unsere Namen auswendig wissen mussten. Wieder und wieder verlangten sie unsere Pässe. Sie schwelgten ordentlich in ihrer neuen Machtfülle. Wir waren alle nervös, keiner beachtete die herrliche Landschaft, an der wir vorbeifuhren, keiner hatte noch etwas zu sich genommen. Einer der Reisenden sagte schmerzlich: – Diesen Weg bin ich vor einem halben Jahr zur Pariser Weltausstellung gefahren – als Tourist. – Und fügte mit bitterem Lächeln hinzu: – Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt! – – – Devisenkontrolle! – befahl der hinter der Tür!

Wir näherten uns Feldkirch. Alle sassen steif und stumm da, als machten sie sich auf ein Martyrium gefasst. Die Frau des Tschechoslowaken hatte die Hände gefaltet, vielleicht betete sie. Der Zug verlangsamte seinen Gang, er fuhr langsam, feierlich, als würde er sagen: – Na, passt auf, was jetzt mit euch geschieht, kein einziger von euch kommt durch. – Ja, die Räder drehen sich und singen: – Keiner kommt durch! Keiner kommt durch! – Ob Winkler an die Grenzbehörde telegraphiert hat, dass man mich zurückhalten soll. Ob ich ... Bahnhof Feldkirch. Mit einem bru-

talen Ruck bleibt der Zug stehen. Schwarze SS., braune SA. Vor unserem Fenster. Sie kommen ... sie kommen ...

19. März.

Ich kann es noch immer nicht glauben ... Weit und breit keine Nazifahnen. Alle Hakenkreuze sind verschwunden. Menschen gehen durch den Gang, sprechen miteinander in einem gutturalen, uns nicht ganz verständlichen Dialekt, sprechen, was sie wollen, lachen, haben keine Angst... Und auch ich habe keine Angst mehr. O welch ein herrliches Gefühl es ist, sich nicht zu fürchten!

Drei Stunden sind wir in Feldkirch gestanden. Der Tschechoslowake wurde herausgeholt, die Geschäftsreisende wurde herausgeholt, beide mussten sich vollständig entkleiden. Zweimal noch wurde die Devisen-, Pass- und Gepäckkontrolle vorgenommen, einmal von einem Österreicher, das andere Mal von einem Deutschen. Der Deutsche war der gründlichere. Er fand vier Schilling auf dem Tisch, fragte gewitterleuchtend, wem sie gehören und ob sie deklariert wurden, und als es sich herausstellte, dass dies nicht der Fall war, fing er an, etwas von Valutaschmuggel zu brüllen und drohte der jungen Tschechin, die sich als Eigentümerin gemeldet hatte, er werde sie nicht Weiterreisen lassen. Sie zitterte so, dass ihr Mund in einemfort zuckte. Mich behandelten die Leute glimpflich, sie glaubten mir anscheinend, dass ich auf Erholung fahre. Glücklicherweise untersuchten sie auch nicht die Aschenbecher im Gang, dort hatte ich die Zeilen, die ich während der Reise geschrieben habe, hineingestopft. Ich bekam einen Stempel in den Pass: – Österreich, 19. III. 1938. Aus Feldkirch Bahnhof. – Es war noch der alte Stempel, bald würde das Wort – Österreich – verschwinden.

Plötzlich ging wieder ein Ruck durch den Zug, aber er war nicht mehr feindlich, nein. Auf dem Bahnsteig blieben die Burschen mit den braunen Flemden und den Hakenkreuzbinden zurück. Wir standen an den Fenstern mit verkrampften Fäusten. Keiner dachte daran, dass er die Heimat verliess, nur raus wollten wir, nur raus. Da, das Fürstentum Liechtenstein, schon neutraler Boden, und endlich, endlich das heissersehnte Buchs!

Alle Reisenden sahen anders aus. Alle sind wieder Menschen geworden.

Ein Beamter in fremder Uniform geht ruhig durch den Zug, verlangt die Pässe. Er hat keine Hakenkreuzbinde und sucht den

Herrn Kröger nicht. Ich bekomme einen schönen Stempel:
– Schweiz E 19. März 1938 Buchs – . Wir sind gerettet! Die Hölle liegt hinter uns!

Nun stürmen alle heraus, zum Telegraphenamt. Man füllt Formulare aus, alle Gesichter leuchten. Der graumelierte Herr mit breiten Schultern steht vor mir am Schalter, unwillkürlich lese ich seinen Text, mit grossen, schwungvollen Buchstaben geschrieben:
– Frau Hansi Hegner, Wien: Komme erst Sonntag – . Da dreht er sich um, sieht mich durchdringend an, schüttelt den Kopf:

– Wenn ich nur wüsst', woher ich dich kenn' –, sagte er. Ich fange an zu lachen, aus Freude, dass ich wieder unbeschwert lachen kann und weil er mich geduzt hat, ohne es zu merken. Aber plötzlich legt sich ein Schatten um seine Züge, er ergreift meinen Arm: – Ist das wahr mit dem Loewy?... – Ich antworte nicht. Nein, die Hölle lässt uns nicht los, niemals, bis auch für alle anderen die Freiheit kommt...

Heute gegen Mittag wird Fred mein Telegramm haben: – Herzliche Glückwünsche zum Geburtstag. – Und wird damit zu Mitzi gehen. Dann bin ich schon bei Franz...

Ein Angestellter des Restaurationswagens läuft klingelnd durch den Zug, fordert zum Frühstück auf. Er weiss, dass wir alle wieder Appetit haben. Aber keiner folgt ihm, wir müssen das wenige Geld, das wir aus Österreich herausführen durften, aufsparen. Ich esse Freds Esspaket zur Gänze auf. Hegner will nichts als ein Stückchen Schokolade annehmen.

Eine junge elegante Dame und hinter ihr ein älterer Herr gehen durch unseren Wagen. Als sie an unserem Fenster vorbeikommen, stutzt der Herr, ruft dann lebhaft: – Paul Hegner, c'est bien vous? – Es folgt eine sehr herzliche Begrüssung; der alte Herr stellt seine Tochter vor: französische Wintersportler, die Österreich zulieb bis nach Kitzbühel gefahren sind. Nun ist es dort leer geworden und wird es wohl auch bleiben.

– Was kann ich für Sie tun, lieber Freund? – fragt der Franzose. Und Hegner antwortet, halb scherzend, halb wehmütig:

– Behalten Sie meine Heimat lieb, teurer Freund. Sie soll in unseren Herzen weiterleben, wenn schon nicht mehr auf der Landkarte. – Und er bekommt rote Augen.

Der Franzose nickt: – Das ist für mich selbstverständlich. Aber was kann ich für Sie persönlich tun, Paul Hegner? –

Nun schüttelt sich der Hegner wie ein Pudel, der aus dem Wasser kommt.

– Für mich gilt genau dasselbe wie für Österreich. Behalten Sie mich lieb. Und sonst brauche ich gar nichts. Mein neues Buch erscheint französisch, englisch, dänisch, schwedisch, polnisch, tschechisch. – (Ich stehe sprachlos da; dass der Hegner so aufschneiden kann, hätte ich nie gedacht.) Jetzt trumpft er auf: – Ja, ja, mein lieber Freund, Sie glauben, der Hegner, der arme Teufel, musste jetzt in die Emigration gehen. Nein, da irren Sie sich, der Hegner ist nirgends in der Emigration, er ist überall zu Hause, die ganze Welt gehört ihm, und er gehört der ganzen Welt. –

– Daran habe ich nicht gezweifelt, und ich betrachte Sie auch gar nicht als Emigrant –, beruhigt ihn der Franzose. – Aber wollen wir uns nicht lieber beim Dejeuner weiter unterhalten? –

– Ich habe keinen Appetit –, erklärt Hegner. – Meine junge Landsmännin hat mir ein Stück Schokolade spendiert, echte Wiener Schokolade. (Es war eine Tafel Gala-Peter.) Ich habe auch in Wien mittags nur ein Stück Schokolade gegessen. –

– Dann machen Sie diesmal eine Ausnahme –, bittet der Franzose.

– Nein, das wollen wir erst gar nicht einführen –, sagt Hegner, aber seine Stimme klingt schon viel nachgiebiger; der arme Kerl muss einen Riesenhunger haben, wir konnten doch alle in den letzten Tagen kaum etwas zu uns nehmen. – Wenn ich mich einladen lasse, dann habe ich bald das Gefühl, dass ich Emigrant bin. Dieses Gefühl will ich unbedingt vermeiden. Es ist mir peinlich. –

– Wenn Sie das Honorar für Ihre französische Ausgabe erhalten haben, dann laden Sie mich ein. –

– Ich weiss ja noch gar nicht, ob ich nach Frankreich gehe –, gibt Hegner würdevoll zurück. – Es gibt ja so viele herrliche Länder auf der Welt, Frankreich natürlich inbegriffen, und jedes dieser Länder wird sich um uns Österreicher reissen. Wir sind in der ganzen Welt beliebt. –

– Aber deswegen können Sie mir doch die Ehre erweisen und mit mir frühstücken? – Die Stimme des Franzosen klingt fast demütig. – Sie machen mir eine grosse Freude. Kommen Sie, lieber Freund, ich habe einen Wolfshunger... –

– Ich sehe zwar nicht ein, warum ich essen soll, wenn Sie Hunger haben, aber meinetwegen, um kein Spielverderber zu sein ... –

Hegners Holzbein schlug hart hinter der schönen jungen Frau auf.

Ich bin nun allein. Ich stehe am Fenster und kann mich an all der Schönheit nicht sattsehen! Ein blauer See funkelt unter dem

Frühlingshimmel, freundliche Häuschen, in frisches Hellgrün und blühende Gärtchen gebettet, leuchten mit ihren roten Dächern bis zu den Bergen hinauf. Hegner hat recht: auch ich empfinde es so, dass mir die ganze Welt gehört. Heute bin ich einundzwanzig geworden, und ich fühle meine Melodie in mir und werde sie niemals preisgeben, was immer kommen mag. Kann man denn verzweifeln, wenn es einen so herrlichen blauen See gibt und so schöne, weite Berge, und soviel Sonne und Blumen?

Und das Böse, womit die Menschen einander unglücklich machen, wird auch einmal verschwinden, wir werden alle mithelfen, damit es verschwindet.

ERLÄUTERUNGEN ZUM ROMAN

Seite 6

Kurt von Schuschnigg: (1897-1977). Seit 1934 österreichischer Bundeskanzler. Verantwortlich für das – Juliabkommen – vom 11. Juli 1936, das u.a. eine enge aussenpolitische Koordinierung zwischen Deutschland und Österreich vorsah. Nach den ultimativ gestellten Forderungen Hitlers in Berchtesgaden am 12. Februar 1938 versuchte Schuschnigg, die politische Lage zu klären, indem er kurzfristig am 9. März ein Plebiszit für den 13. März festsetzte. Schuschnigg trat am 11. März zurück und wurde unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Truppen inhaftiert.

Seite 6

Guido Schmidt: (1901-1957). Aussenminister im Kabinett Schuschnigg und Teilnehmer des Treffens in Berchtesgaden. War während des Krieges für kurze Zeit Vorstandsmitglied der – Hermann Göring – -Werke in Linz. Musste sich 1947 vor einem Volksgerichtshof wegen Hochverrats verantworten. Wurde freigesprochen.

Seite 6

Berchtesgadener ‚Abkommen‘: 12. Februar 1938. Hitler präsentierte auf dem Obersalzberg in Anwesenheit hoher Militärs eine Reihe politischer Forderungen, wozu u.a. die Generalamnestie aller österreichischen Nationalsozialisten und die Aufnahme Arthur Seyss-Inquarts als Innenminister ins Kabinett gehörten.

Seite 6

Reichsgesetze: 15. September 1935. Anlässlich des – Reichsparteitages – der NSDAP in Nürnberg verabschiedet. Das sog. – Blutschutzgesetz – verbot unter Androhung von Zuchthausstrafen Eheschliessungen und aussereheliche Beziehungen zwischen – Ariern – und Juden. Die Reichsgesetze wurden in Österreich am 15. März 1938 in Kraft gesetzt.

Seite 7

Arthur Seyss-Inquart: (1892-1946). Rechtsanwalt. War bereits in den ersten Nachkriegsjahren Mitglied zahlreicher rechtsradikaler und faschistischer Organisationen. Als Folge des Berchtesgadener – Abkommens – Ernennung zum Innenminister. Unter massivem deutschen Druck übernahm er am 11. März 1938 das Amt des Bundeskanzlers und legalisierte zwei Tage später den – Anschluss – . Wegen seiner Tätigkeit

als Reichskommissar der besetzten Niederlande im Nürnberger Prozess zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Seite 7

Michael Skubl: (1877-1964). Polizeipräsident von Wien. Nach Schuschniggs Rücktritt am 11. März 1938 drängte u.a. auch er, Seyss-Inquart zum Bundeskanzler zu ernennen.

Seite 7

Vaterländische Front (VF): Am 21. Mai 1933 von Bundeskanzler Engelbert Dollfuss gegründete politische Organisation. Sie war nach dem Führerprinzip aufgebaut und verstand sich als eine antiparlamentarische Sammelbewegung. Ihr Symbol war das Kruckenkreuz. Nach der Ausschaltung aller Parteien 1934 besass sie Monopolstellung. Sie wurde nach dem ‚Anschluss‘ aufgelöst.

Seite 8

Revolutionäre Sozialisten: Nach dem offiziellen Verbot der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs (SDAP) 1934 gründeten vorwiegend junge Funktionäre in Österreich die Revolutionären Sozialisten, die sich als Nachfolger der SDAP verstanden, sich jedoch von der früheren Parteiführung distanzieren. Sie arbeiteten u.a. eng mit der illegalen deutschen SPD-Organisation – Neu-Beginnen – in Prag zusammen.

Seite 9

Engelbert Dollfuss: (1892-1934). Österreichischer Bundeskanzler. Bildete am 6. Mai 1932 eine Minderheitsregierung unter Ausschluss der SDAP. Im März 1933 benutzte Dollfuss eine Geschäftsordnungskrise des Parlaments, um mit Hilfe von Notverordnungen die parlamentarische Demokratie in Österreich zu beseitigen. Seitdem forcierte er die Kontakte mit Italien und verfolgte auf Anweisung Mussolinis einen harten Kurs gegen die SDAP. Am 25. Juli 1934 von uniformierten Putschisten einer SS-Standarte im Bundeskanzleramt erschossen.

Seite 9

– Tote vom Februar – : Am 12. Februar 1934 rief die SDAP aus Protest gegen den antidemokratischen Kurs der Regierung Dollfuss zum Generalstreik auf. Die Kampfhandlungen zwischen Regierungstruppen – der Exekutive – und Mitgliedern der sozialdemokratischen Arbeiterschaft forderten über 300 Todesopfer.

Seite 9

Franz von Papen: (1879-1969). Katholischer Nationalkonservativer. Ehemaliger deutscher Reichskanzler und Vizekanzler unter Adolf Hitler. Ab 1936 deutscher Botschafter in Wien.

Seite 10

1.000-Mark-Sperre: Ab Mai 1933 mussten deutsche Staatsbürger für Reisen nach Österreich eine Gebühr von 1.000 Mark entrichten, womit der Fremdenverkehr praktisch lahmgelegt wurde.

Seite 11

Stanley Baldwin: (1867-1947). Von 1923-1929 und von 1935-1937 britischer Premierminister aus dem konservativen Lager.

Seite 11

– ...so wird Hitler weitergehen – : Körber schrieb dies am 23. April 1938 und antizipiert u.a. das ‚Münchener Abkommen‘ vom 29. September 1938, auf dem Hitler, Chamberlain, Mussolini und Daladier beschlossen, die deutsch besiedelten Sudetengebiete zu annektieren.

Seite 13

– Jesuitenschüler – : Schuschnigg wurde in einem Jesuiteninternat erzogen.

Seite 14

– ...unsere ‚Schwarzen‘ sind das kleinere Übel – : Gemeint sind die Anhänger der Christlichsozialen Partei.

Seite 14

– Katzelmacher – : Gebräuchlicher Spitzname für Italiener.

Seite 14

Guido Zernatto: (1903-1943). Katholisch-konservativer Schriftsteller, politischer Publizist. Setzte sich seit 1935 für die Förderung des – heimischen – Schrifttums ein. 1936-1938 Staatssekretär im Kabinett Schuschnigg, 1936 Generalsekretär der Vaterländischen Front und seit Februar 1938 deren stellvertretender Führer. Flüchtete am 11. März 1938 über Bratislava und Paris nach New York.

Seite 14

– ...zum christlichen ständischen deutschen Staat – : In der Staatsform des autoritären Ständestaates, der in Österreich vom Mai 1934 bis zum März 1938 existierte, sahen die Heimwehren des geeignete Mittel zur Auflösung des demokratischen Parlamentarismus.

Seite 14

Heimwehr: Bewaffnete Selbstschutzorganisationen auf lokaler Ebene. Im – Korneuburger Programm – (18. Mai 1930) legten sich die Heimwehren auf ein faschistisches Programm fest. 1936 erfolgte ihre Auflösung. Viele ihrer Mitglieder gingen in der Vaterländischen Front auf.

Seite 15

ABC: Wiener Kleinkunstbühne der Zwischenkriegszeit, zu deren Hausautoren Jura Soyfer gehörte. Die revueartige Operette – Die verlorene Melodie – des Dänen Kjeld Abell (Bearbeitung Lothar Metzel) war das letzte Programm des ABC vor seiner erzwungenen Schliessung im März 1938.

Seite 17

Karl-Marx-Hof: Vorbildliche Gemeindebau-Anlage des Roten Wien, 1927-1930 unter der Regierung Karl Renner errichtet. Spielte eine zentrale Rolle während der Februarkämpfe 1934.

Seite 17

Schutzbündler i.e. Republikanischer Schutzbund: Wehrverband der SDAP. Er wurde am 31. März 1933 von Dollfuß aufgelöst. Mitglieder des illegalen Schutzbundes waren die wesentlichen Träger der Februarkämpfe 1934.

Seite 18

Illegale Freie Gewerkschaft (IFG): Nach dem Verbot der Freien Gewerkschaften zugunsten der staatlichen Einheitsgewerkschaft 1934 bauten sozialdemokratische und kommunistische Gruppen eine grosse illegale Organisation auf, die zahlreiche Publikationen herausgab und auch gewerkschaftliche Aktionen organisieren konnte.

Seite 19

Adolf Watzek: (1881-1950). Sozialdemokrat und Gewerkschafter. Seit dem Frühjahr 1938 im Kabinett Schuschnigg als Staatssekretär für den Arbeiterschutz tätig. Watzek gehörte zu jenem Teil österreichischer Sozialdemokraten, die im Interesse eines vom Deutschen Reich unabhängigen Österreich mit dem autoritären Ständestaatsregime kooperierten.

Seite 19

Naturfreundehtütten: Die 1895 gegründeten Naturfreunde waren der Touristenverein der sozialdemokratischen Arbeiter-Sportbewegung in Österreich, 1934 verboten. Die Naturfreunde bauten u.a. Wege und Hütten und organisierten Wanderungen.

Seite 19

– gelbe ‚Bergfreunde‘ Das austrofaschistische Pendant, Neues Leben, die 1936 gegründete Freizeitorganisation der Vaterländischen Front, hatte auch eine Wandersektion. – Gelb – bedeutete im Sprachgebrauch der Sozialdemokraten – systemfreundlich –, – regierungstreu –,– seine eigentliche Funktion verschleiern – .

Seite 19

Richard Schmitz: (1885-1954). Bürgermeister von Wien aus dem konservativ-klerikalen Lager. Botschafter Franz von Papen tadelte ihn wegen seiner – antideutschen – Haltung. Geriet unmittelbar nach dem – Anschluss – in Haft.

Seite 19

Karl Seitz: (1869-1950). Sozialdemokrat und Bürgermeister von Wien während der tumultuösen Ereignisse des 15. Juli 1927.

Seite 23

– Jude im Kaftan – : Der Kaftan, ein langes Obergewand, war Teil der traditionellen Bekleidung der orthodoxen Juden.

Seite 25

Johann Staud: (1882-1939). Christlichsozialer Arbeiterführer, 1934-1938 Präsident der Wiener Arbeiterkammer. Starb im KZ Flossenbürg.

Seite 26

– Deutscher Friede – : Das – Juliabkommen – vom 11. 7. 1936.

Seite 28

Vertrag von Brest-Litowsk: (3. März 1918). Vertrag zwischen Deutschland, Österreich und der Sowjetunion, in dem alle Seiten auf Annexionen verzichteten und das Recht der nationalen Selbstbestimmung anerkannten. Mit dem deutschen Zusammenbruch ausser Kraft gesetzt.

Seite 30

Essener Nationalzeitung: Nach dem Juliabkommen 1936 in Österreich zugelassene reichsdeutsche nationalsozialistische Zeitung, nach und nach Sprachrohr der illegalen NSDAP in Österreich.

Seite 32

Reichspost: österreichische Tageszeitung 1894-1938. Zwischen 1918 und 1938 als Organ der Christlichsozialen bzw. Vaterländischen Front und als inoffizielles Sprachrohr der Regierung von grossem Einfluss.

Seite 33

Herzog von Windsor: (1894-1972). Seit 1936 Titel des aus privaten Gründen zurückgetretenen englischen Königs Eduard VIII.

Seite 42

Franz Werfel: (1890-1945). Österreichisch-jüdischer Schriftsteller. In Prag freundschaftliche Beziehungen zu Franz Kafka und Max Brod. Lebte nach dem Ersten Weltkrieg in Berlin und Wien. Emigrierte 1938 nach Frankreich, 1940 in die USA. Gestorben in Beverly Hills in Kalifornien.

Seite 45

BdM: Bund Deutscher Mädels. Uniformierte Organisation der Hitlerjugend für Mädchen von 14 bis 21 Jahren. Bekannt für seine Intellektfeindlichkeit und Erziehung der Mädchen im Stricken, Spinnen, Basteln, Singen, Kochen und in der Säuglingspflege.

Seite 46

Der Angriff: Wahrscheinlich handelt es sich um die in Berlin erscheinende Tageszeitung der nationalsozialistischen Einheitsgewerkschaft Deutsche Arbeitsfront.

Seite 47

– Grazer Vorfälle – : Die Rede Schuschniggs sollte u.a. auch in Graz auf dem Hauptplatz über Lautsprecher übertragen werden. Auf Drängen von etwa 20.000 versammelten Nazis hisste Bürgermeister Hans Schmidt die Hakenkreuzfahne über dem Rathaus und schaltete die Lautsprecher ab.

Seite 48

Anthony Eden: (1897-1977). Britischer Außenminister. Im Frühjahr 1938 übernahm der mit Deutschland sympathisierende Edward Halifax das Ressort des Außenministeriums.

Seite 50

Franklin D. Roosevelt: (1882-1945). Demokrat. 1933-1945 Präsident der USA. Erteilte 1940 im Rahmen des – Emergency Rescue Committee – besondere Danger-Visen zur Rettung politischer Flüchtlinge aus Europa. Auch Lili Körber und Erich Grave erhielten Danger-Visen.

Seite 53

Deutsch-Österreich: 12. November 1918. Erklärung Österreichs zur – Republik Deutschösterreich – und Beschluss für einen Anschluss an ein demokratisches Deutschland. Der Friedensvertrag verlangte ausdrücklich eine Namensänderung: seitdem – Republik Österreich – .

Seite 57

– Feuertaufe des Februars – : Bezieht sich auf die Unruhen des Jahres 1934.

Seite 59

Mönchsreiter i.e. Karl Mönchsreiter: (1891-1934). Schuhmacher und Schutzbundführer aus Wien-Hietzing. Am 14. Februar 1934 standrechtlich verurteilt und hingerichtet.

Seite 59

Ing. Georg Weisel i.e. Weissei: (1899-1934). Feuerwehroffizier und Mitglied des Republikanischen Schutzbundes in Wien-Floridsdorf, nach den Februarkämpfen 1934 hingerichtet.

Seite 61

Christlichsoziale i.e. Christlichsoziale Partei Österreichs: Eine Partei diverser katholisch-sozialreformcrischer Strömungen. Bedeutend war ihr Antisemitismus, der besonders im Wiener Kleinbürgertum und im gewerblichen Mittelstand stark verbreitet war. Nach der Verkündung der Maiverfassung ging die Partei 1934 offiziell in der Vaterländischen Front auf.

Seite 62

Volksruf: (1937-1942). Lokale nationalsozialistische Zeitung. Ab 1933 wurden auch in Österreich zahlreiche NS-Organen gegründet, zu den bekanntesten zählten die – Volksstimme – (Linz), die – Deutschösterreichische Tageszeitung – (DÖTZ) in Wien und der – österreichische Beobachter – (Wien) – das Pendant zum – Völkischen Beobachter – .

Seite 62

Hans Rott: (1896-1962). Im Frühjahr 1938 von Schuschnigg zum Minister ernannt. Wurde nach 1938 wichtiger Vertreter der politischen Emigration in Frankreich und in den USA.

Seite 63

Viktor Adler: (1852-1918). Arzt, Politiker, Sozialreformer. Haupt der österreichischen Arbeiterbewegung. Einigte 1888/89 auf dem Hainfelder Parteitag die sozialdemokratischen Gruppen. Gründete 1889 die – Arbeiter-Zeitung –, das offizielle Parteiorgan der SDAP.

Seite 63

Völkerbund: Der Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund im November 1933 stellte den ersten entscheidenden Wendepunkt der nationalsozialistischen Aussenpolitik dar.

Seite 63

Antikominternpakt: 25. November 1936. Abkommen zwischen Deutschland und Japan über eine Zusammenarbeit gegen die Sowjetunion, 1937 Beitritt Italiens.

Seite 63

Hermann Göring: (1893-1946). Ab 1933 Reichsminister und Reichsmarschall. Massgeblich für den Rücktritt Schuschniggs verantwortlich. Körber erwähnt Göring in seiner Eigenschaft als Schirmherr der im Mai 1938 in Linz gegründeten – Hermann Göring – -Reichswerke. Der wirtschaftliche ‚Anschluss‘ Österreichs begann bereits vor 1938. Seit 1926 befand sich die Alpine Montan-Gesellschaft im Besitz der Vereinigten Stahlwerke, und Ende 1932 waren Konzerne wie AEG, IG-Farben und Siemens-Schuckert zu 34 Prozent am gesamten österreichischen Aktienkapital beteiligt. In den von deutschem Kapital kontrollierten Betrieben ersetzten werkseigene Gewerkschaften die von der SDAP geführten, und Arbeiter erhielten Sonderprämien für ihren Beitritt zur Heimwehr. Die Alpine Montan-Gesellschaft wurde 1938 den – Hermann Göring – - Werken eingegliedert.

Seite 64

Viktor Kienböck: (1873-1956). Christlichsozialer Politiker. In den zwanziger Jahren mehrmals österreichischer Finanzminister und später Präsident der Nationalbank, die nach dem ‚Anschluss‘ aufgelöst und der Deutschen Bank angegliedert wurde.

Seite 64

– ‚Befriedungsausschuss‘ von der Teinfaltstrasse – : In der Teinfaltstrasse in der Wiener Innenstadt befand sich das Büro des sog. – Siebenerausschusses – . Er war 1937 gebildet worden, um eine Zusammenarbeit der Vaterländischen Front mit gemässigten Nationalsozialisten zu gewährleisten, wurde aber rasch ein Zentrum radikaler Parteigänger. Im Januar 1938 beschlagnahmte die Polizei dort einen – Aktionsplan –, der für den April organisierte Unruhen einschliesslich des Mordes am deutschen Botschafter von Papen vorsah, um ein Eingreifen Hitlers in Österreich zu rechtfertigen. Auch beim hier angesprochenen Reichstagsbrand in Berlin 1933 hatte es sich um eine von den Nationalsozialisten inszenierte Provokation gehandelt, die als Vorwand für die Verfolgung und Arretierung politischer Gegner gedient hatte.

Seite 68

Hugo Jury: (1887-1945). Arzt, Mitglied der SS, Exponent des – Siebenerausschusses – . Nach dem erzwungenen Rücktritt Schuschniggs im Kabinett von Seyss-Inquart, später Gauleiter von – Niederdonau – .

Seite 68

– Nationalbetonte – : Tarnbezeichnung der österreichischen Nationalsozialisten.

Seite 69

Heinrich Himmler: (1900-1945). Reichsführer der SS und Chef der deutschen Polizei. Entscheidend an der Organisation der Gestapo in Wien beteiligt.

Seite 70

1. April 1933: Organisierter Boykott jüdischer Geschäfte im Deutschen Reich unter dem Motto: – Deutsches Volk! Wehr Dich! Kauf nicht beim Juden! –

Seite 70

Warenhaus Israel: Wahrscheinlich fiktiver Name. Bekannt waren in Berlin die Warenhäuser von Hermann Tietz und der KaDeWe, Kaufhaus des Westens.

Seite 74

Horst-Wessel-Lied: – Die Fahne hoch... – wurde im Dritten Reich stets im Anschluss an das Deutschlandlied gespielt.

Seite 74

Alfred Jansa: (1884-1963). General und österreichischer Militärberater unter Schuschnigg, der auf ausdrücklichen Befehl Hitlers vorzeitig pensioniert wurde.

Seite 74

Werner Fritsch: (1880-1939). Generaloberst. Stand ab 1937 Hitlers Kriegsplänen kritisch gegenüber. Mittels einer Intrige Görings und des Vorwurfs der Homosexualität wurde Fritsch am 4. Februar 1938 entlassen.

Seite 76

Franz Theodor Csokor: (1885-1969). Humanistischer Schriftsteller, bedeutender Exponent des österreichischen Bühnenexpressionismus. 1938-1945 in Polen, Rumänien, Jugoslawien und Italien auf der Flucht. Sein Drama – Dritter November 1918 – über den zerbrechenden österreichischen Vielvölkerstaat wurde 1937 im Burgtheater uraufgeführt.

Seite 85

Negus: Äthiopische Bezeichnung für König. Äthiopien befand sich von 1936 bis 1941 unter Mussolinis Kontrolle. Kaiser Haile Selassie musste abdanken.

Seite 86

– vereinzelte Drei Pfeile – : Drei Pfeile waren in Deutschland das Symbol der antifaschistischen Einheitsfront.

Seite 90

Theodor Innitzer: (1875-1955). 1932-1955 Erzbischof von Wien, seit 1933 Kardinal. 1938 trat er in einer Erklärung der österreichischen Bischöfe zunächst für den – Anschluss – ein, wurde aber noch vor 1945 Wortführer der österreichischen Kirche gegen den Nationalsozialismus. Im erzbischöflichen Palais befand sich während des Krieges eine Hilfsstelle für – nichtarische Christen – .

Seite 96

Neueste Wiener Nachrichten: (1925-1945). Zeitung der Deutschnationalen in Österreich.

Seite 98

Ignaz Seipel: (1876-1932). Priester. Christlichsozialer Politiker. 1922-1924 und 1926-1929 österreichischer Bundeskanzler.

Seite 110

Artikel 88: Bezieht sich auf den Friedensvertrag von St Germain, der einen Anschluss Österreichs an Deutschland ausdrücklich verbot.

Seite 111

Hermann Röbbeling: (1875-1949). Vor seiner Amtszeit als Direktor des Burgtheaters (1932-1938) Mitarbeiter der national orientierten Literatur- und Kunstzeitschrift – Die Kultur –, die 1932 ihr Erscheinen einstellte.

Seite 111

Mirko Jelusich: (1875-1969). Nationalsozialistischer österreichischer Schriftsteller. Erreichte mit historischen – Führer – -Romanen Millionenauflagen. Vom 13. März bis 6. Juli 1938 Kommissarischer Leiter des Burgtheaters.

Seite 112

15. Juli 1927: Im Januar 1927 kam es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen Mitgliedern einer rechtsextremen Frontkämpfervereinigung und dem Republikanischen Schutzbund. Dabei gab es auf Seiten der SDAP zwei Todesopfer. Als die Mörder am 15. Juli 1927 in Wien freigesprochen wurden, zündeten empörte Massen den Justizpalast an. Auf Befehl des Polizeipräsidenten Johann Schober eröffnete die Polizei das Feuer. Es gab 90 Tote und über 1.000 Verletzte. Lili Körber schrieb damals ihre bisher unveröffentlichte – Rote Ballade – .

Seite 113

Warenhaus Gerngross: Heute noch existierendes Wiener Kaufhaus, 1938 – arisiert –, nach 1945 wechselnde Besitzverhältnisse.

Seite 119

Emil Fey: (1886-1938). Österreichischer Heimwehrführer. War zwischen 1933 und 1935 an mehreren Kabinetten beteiligt. Seine Massnahmen gegen die SDAP im Februar 1934 trugen entscheidend zur Verschärfung der Lage bei. Beim Einmarsch der deutschen Truppen beging Fey Selbstmord.

Seite 119

Otto Planetta: (1899-1934). Führende Figur des nationalsozialistischen Putschversuches vom Juli 1934. Als Mörder von Bundeskanzler Dollfuss am 31. Juli 1934 hingerichtet.

Seite 122

Josef Bürckel: (1895-1944). Deutscher Nationalsozialist. – Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich –, 1939/40 Gauleiter von Wien. Wegen seines schroffen Regimes und seiner ausschweifenden Lebensführung (– Bierleiter Gauckel –) verhasst.

Seite 130

Der Stürmer: (1923-1945). Antisemitische Wochenschrift, die auf primitivste Weise gegen Juden hetzte und deren völlige Ausrottung forderte. Ihr Herausgeber, Julius Streicher, wurde im Nürnberger Prozess zum Tode verurteilt und hingerichtet.

NACHWORT

Am 15. März 1938 – drei Tage nach der Annexion Österreichs an das faschistische Deutschland – besprach die soeben aus Wien geflüchtete Schriftstellerin Lili Körber mit ihrem Verleger in Zürich die Konzeption eines neuen Romans. Kaum sechs Wochen später – am 23. April – erschien in der sozialdemokratischen Tageszeitung *Volksrecht* in Zürich bereits der erste Teil eines Fortsetzungsromans mit dem Titel *Eine Österreicherin erlebt den Anschluss*. Als Autorin zeichnete eine gewisse Agnes Muth. Da der Roman ohne Vorankündigung und ohne weitere Hinweise auf die Autorin erschien, mögen manche Leser sich gefragt haben, warum gerade diese Unbekannte über ein dermaßen heikles Thema schreiben durfte – ein Thema, das selbst in der internationalen Presse in New York, London, Paris und Prag noch längst nicht ausdiskutiert war. Um als Text glaubwürdig zu wirken, musste die Darstellung der jüngsten politischen Ereignisse in Österreich auf historisch genauen und nachweisbaren Quellen fussen; hatte zudem die Autorin über die notwendige ethische Verantwortung einem solchen Projekt gegenüber zu verfügen, denn leicht konnte eine unbedachte Äusserung Flüchtlinge gefährden oder die Ausreise anderer erschweren oder gar verhindern. Warum liessen sich die Verleger des *Volksrechts* auf dieses Risiko ein? Gab es keinen namhaften österreichischen Autor, der aus eigener Erfahrung einen ähnlichen Roman hätte schreiben können?

Zweifellos. Die epische Bearbeitung dieser bislang dreistesten Gebietsexpansion des Dritten Reiches war ein kühnes Projekt, das Besonnenheit und Verantwortungsbewusstsein verlangte. Gewiss gehörten zur Darstellung der Realität exakte Fakten und belegbare Quellen. Doch vor allem brauchte die Autorin ein wissendes Auge, eine ideologisch korrekte Grundposition, schriftstellerisches Können und – als Wichtigstes – das Gefühl der Verpflichtung, alle Kräfte gegen den Faschismus zu sammeln. Lili Körber genügte diesen komplexen Anforderungen: sie war von den politischen Ereignissen zutiefst berührt; sie bezog ihr Material aus erster Hand, und sie verfügte über die Erlebnisbereitschaft, eine nachvollziehbare und wirksame Widerstandsstrategie aufzuzeichnen. Der Impuls des Romans, seine künstlerische

Antwort unmittelbar auf die folgenschwersten Ereignisse in Österreich beweisen es. Dass es sich bei Agnes Muth um das Pseudonym der erfolgreichen Schriftstellerin Lili Körber handelte, wusste lediglich eine kleine Gruppe Eingeweihter. Auch dass sich Körber Ende März bereits im Exil in Paris befand und aufgrund ihres mutigen Schreibens umgehend eine Carte d'identité erhielt, war ebenfalls nur wenigen bekannt.

Leider können wir heute nicht mehr feststellen, warum Körber gerade Agnes Muth als Pseudonym gewählt hat. Der Name taucht weder in ihren Briefen noch in ihren späteren Werken wieder auf. Körber hat diese Anonymität nie gelüftet – auch später nicht, als sie bereits in New York lebte. Diese Vorsicht – selbst Jahrzehnte später – lässt den Schock ahnen, der von dem Jahr 1938 ausging. Unter keinen Umständen durfte sie unter ihrem eigenen Namen schreiben. Schliesslich lebten ihre Eltern noch in Wien, und auch ihr Lebensgefährte Erich Grave befand sich noch nicht in Sicherheit. Körber erwähnte ihren Roman lediglich beiläufig in einem Brief vom Februar 1982, doch den genauen Titel und den Namen – Agnes Muth – erfuhr ich erst nach ihrem Tod am 11. Oktober 1982. Bei der Durchsicht ihres Nachlasses stiessen Erich Grave und ich auf ein dickes Manuskriptbündel, auf dem zufällig eine unnummerierte Seite lag. Ich begann mit dem Lesen: – Wien, den 11. März 1938, 2 Uhr nachts. – Es ist aus. Ich schreibe diese Zeilen, weil ich nicht schlafen kann. Die Welt ist eine riesige Mausefalle für diejenigen, die das Gute wollen. Und wir haben nicht die Kraft, alle miteinander, die zugeschlagene Tür zu öffnen, die uns in die Freiheit führt. Der Tag begann so hoffnungsvoll. – Erich Grave sitzt wie versteinert. Der Text hat ihn auf eine unheimliche Weise ergriffen und schlagartig in die Nacht vom 11. zum 12. März zurückversetzt. – Ja, genau so war das damals –, stösst er endlich hervor. – Das ist aus Lilis Tagebuch. – Wir blättern weiter und entdecken, dass die lose Seite zur *Österreicherin* gehört – geschrieben von Lili Körber, wie es im Original heisst. Doch 1938 durfte Körber nur unter einem Pseudonym publizieren. Gestapospitzel gab es überall – vor allem in Paris, von wo aus sie zwischen April und September 1938 jede Woche das Manuskript für eine weitere Fortsetzung nach Zürich schickte. Ausserdem galt sie der Wiener Pressepolizei bereits seit Jahren als unerwünscht.¹

Seit 1925 war Lili Körber – 1897 in Moskau geboren und dort aufgewachsen – als freischaffende Mitarbeiterin für die Wiener

Arbeiter-Zeitung tätig. Bereits ihre frühen Gedichte und Erzählungen beweisen, dass sie trotz ihrer privilegierten Herkunft als Tochter eines wohlhabenden österreichischen Seidenkaufmanns das Leben der Nichtprivilegierten teilnahmsvoll beschreiben konnte.

Körbers Hellhörigkeit für soziale Ungerechtigkeiten hatte ihren Ursprung im zaristischen Russland. Dort hatte sie die entsetzliche Armut der Bevölkerung gesehen und bereits die ersten Anzeichen der revolutionären Auflehnung miterlebt.

Jedoch ihre Fähigkeit zum künstlerischen Ausdruck dieser Erfahrungen entfaltete sich erst aufgrund ihrer engen Kontakte zur österreichischen Sozialdemokratie in Wien. Hier fand sie Kollegen und Freunde, mit denen sie diskutierte und Manuskripte austauschen konnte. Nebenamtlich arbeitete Körber in der sozialdemokratischen Parteibibliothek im ersten Wiener Bezirk und lernte durch Leseberatungen die Sorgen und Ängste der arbeitenden Frauen und Mädchen kennen.

Als sich ihr 1930 die Möglichkeit bot, auf Einladung des Moskauer Staatsverlags zusammen mit Anna Seghers, Johannes R. Becher und Karl Schröder in die Sowjetunion zu reisen, nahm Körber ohne Zögern an. Doch die oberflächlichen Eindrücke einer Delegierten genügten ihr nicht. Fünfzehn Jahre nach Verlassen ihrer Heimatstadt Moskau interessierte sie sich vor allem für das alltägliche Leben der Bevölkerung und deren Einstellung zur neuen sowjetischen Gesellschaftsordnung. Da Körber fließend Russisch sprach, war es ihr ein leichtes, sich in den Putilow-Traktorenwerken zu bewerben, um für kurze Zeit am Leben und an der Arbeit einfacher Menschen teilzunehmen. Ihre Erfahrungen als ungelernete Bohrerin in Leningrad erschienen Ende November 1932 unter dem Titel *Eine Frau erlebt den roten Alltag*.² Dieses Erstlingswerk wurde sofort ein Erfolg und war innerhalb von vier Wochen vergriffen. Körbers Verleger Ernst Rowohlt wollte umgehend eine zweite Auflage vorbereiten. Doch der Machtantritt der Nationalsozialisten machte die Realisierung weiterer Auflagen unmöglich.

Im Januar 1933 befand sich Körber auf dem Rückweg von einer Vortragsreise in Holland. Während ihres kurzen Aufenthalts in der damaligen Reichshauptstadt erlebte Körber die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler mit und beobachtete die Macht ergreifung der Nationalsozialisten aus nächster Nähe. Sie erkannte, wie der Terror sich in allen Bereichen des Alltags einnistete und systematisch Menschenleben zerstörte. Diese Konfron-

tation mit den braunen Machthabern wurde zum entscheidenden Antrieb für ihre weitere schriftstellerische Arbeit. Ihr nächster Roman, *„Eine Jüdin erlebt das neue Deutschland“* gehört zu den ersten antifaschistischen Büchern, die sofort nach der Etablierung des Nationalsozialismus auf die verübten Verbrechen antworteten.

Die erzählte Zeit des Romans umfasst die Periode der ausgehenden parlamentarischen Demokratie vom Sommer 1932 bis zur Festigung des Hitlerstaates im April 1933. Vor diesem zeitgeschichtlichen Hintergrund thematisiert Körber das Leben der assimilierten jüdischen Schauspielerin Ruth Gompertz, die am Ende des Romans Selbstmord begeht, nachdem sie als Jüdin am Theater nicht mehr auftreten darf und dafür bei ihrem – arischen – Ehemann keinerlei Verständnis findet.

Die als Jüdin erfahrene Erniedrigung raubt ihr die Kraft, die Strapazen eines Lebens im Exil zu ertragen.

Ihre sozial bedingte Kurzsichtigkeit und politische Naivität sowie die Entfremdung von geliebten Menschen lassen Ruth verzweifeln. Doch letztlich resultiert Ruths Tod aus den unmenschlichen gesellschaftlichen Verhältnissen im Dritten Reich.

Es ist Körbers grosses Verdienst, bereits so früh und so deutlich die zerstörerischen Auswirkungen des Faschismus und seine gesellschaftlichen Verflechtungen erkannt und gestaltet zu haben. Doch bewirkte gerade diese umfassende Darstellung das Verbot des Buches in Österreich. Unmittelbar nach seiner Veröffentlichung 1934 beschlagnahmten die österreichischen Behörden die noch verfügbare Auflage. Als Vorwand diente eine aus dem Kontext gerissene Bemerkung, derzufolge Jesus – der – Prolet von Nazareth – – als Jude wohl bald in Deutschland unerwünscht sein werde. Die Zensoren erkannten auf – Gotteslästerung –, wobei es sich selbstverständlich nur um einen Vorwand handelte. Bekanntlich hiessen Bücher, die ihre Leser über den wahren Charakter der braunen Machthaber aufklärten, im reichsdeutschen Jargon – jüdische Greuelpropaganda –. Folglich mussten die austrofaschistischen Justizorgane – eingeschüchtert von ihren eigenen deutsch-nationalsozialistischen Kräften – Körbers Roman wenigstens als – gotteslästernd – verbannen. Ein solches Buch musste aus dem Handel gezogen werden – und sei es mit fadenscheinigen Argumenten.⁴ Somit wurde Körber innerhalb von zwei Jahren von ihrem deutschen und von ihrem österreichischen Publikum abgeschnitten. Mit ihrer Leserschaft verlor sie auch ihre Existenzgrundlage. Das Verbot sollte sie mutlos und

mundtot machen. Doch Körber schrieb weiter – trotz Verbot. Aber die österreichische Pressepolizei wollte nicht vorsätzlich weiter auf sie aufmerksam machen.

Ihr nächster Roman *Zwischen Mann und Kind* – eine recht banale Liebesgeschichte zwischen einem Wiener Arzt und der Witwe eines Kapellmeisters – ist bestimmt absichtlich so unpolitisch. Als Gelegenheitsarbeit ist er folglich von geringem künstlerischen Interesse. Er erschien 1935 im *Prager Tagblatt* in 52 Fortsetzungen. Jedoch ihr Reisebericht *Begegnungen im Fernen Osten* über Japan und China aus dem Jahr 1936 war ein entscheidender Erfolg.⁵ Körber zeigt sich hier vor allem als aufmerksame und kluge Berichterstatteerin. Vordergründig beschreibt sie den fernöstlichen Alltag, der damals nur wenigen Europäern bekannt war, doch hinter der scheinbar oberflächlichen Exotik der Eindrücke entsteht ein umfassendes Bild von den vielschichtigen Problemen der sozialen Klassen. Vor den Augen ihrer Leser entwirft sie Bilder von Elendshütten wie Luxusquartieren und kontrastiert sklavisches Verhalten mit revolutionärem Bewusstsein. Es erstaunt nicht, dass bereits Ende 1934 mehrere Vorabdrucke des Buches in bekannten Exilzeitschriften wie dem *Pariser Tageblatt*, der *Pariser Tageszeitung* und der *Neuen Weltbühne* erschienen.

Die im März 1938 erfolgte Annexion Österreichs an das faschistische Deutschland war der Schlusspunkt einer Entwicklung, die mit der Errichtung des austrofaschistischen Ständestaates im Frühjahr 1934 begonnen hatte. Körber gehörte zu den relativ wenigen Schriftstellern, die bereits im Herbst 1933 erkannten, dass sich der deutsche Nationalsozialismus konsolidiert hatte. Das Signal für einen – Anschluss – war gegeben – der Übergriff nun lediglich eine Sache von Zeit. Für Körber war es stets selbstredend, dass Kunst eine effektive Aufklärung über den Faschismus zu leisten habe – ganz im Sinne der programmatischen Aufforderung der *Neuen Deutschen Blätter*: – Wer schreibt, handelt. – Körber hatte dieser Exilzeitschrift in Prag im Herbst 1933 ihre Mitarbeit zugesagt. Natürlich konnte sie 1938 nicht schweigen.

Der Tagebuchroman *„Eine Österreicherin erlebt den Anschluss“* beginnt nicht zufällig mit dem Treffen Hitlers und Schuschnigg in Berchtesgaden. An diesem 12. Februar 1938 begann der endgültige Untergang Österreichs. Während die Zeitbombe bereits tickte, unternahm Österreich einen letzten verzweifelten Befreiungsversuch aus den Fängen des deutschen Faschismus. Körber

beschreibt die Agonie dieses Kampfes aus der Perspektive der kaum zwanzigjährigen Agnes Muth. Für sie als – Christin – und – Tochter eines ganz ordinären Metallarbeiters – sind die Ereignisse aus mehreren Gründen entscheidend. Aufgrund ihrer Herkunft und ihrer Sympathie für die verbotene Sozialdemokratische Partei ist sie politisch gefährdet. Zudem würde – sobald die Nürnberger Gesetze auch für Österreich gelten – ihre Liebesbeziehung zu ihrem jüdischen Freund strafbar werden. Körber unterstreicht mehrmals die berechtigte Sehnsucht des Mädchens nach einem alltäglichen Glück: – Ich möchte einmal ans Meer, und viele Skitouren möchte ich noch machen in Sonne und Schnee, und später – so in fünf, sechs Jahren, da möcht ich ein Kind haben oder lieber gleich zwei. Aber ebenso wünsche ich mir, einmal wieder am 1. Mai auf der Ringstrasse mit Mitzi und Franzi und den vielen anderen einherschreiten und singen zu dürfen, was mir Freude macht, und wissen, dass mich deswegen keiner einsperren kann. – Um Agnes als Titelfigur, die ohne Kunstanspruch in der Ich-Form ihre Erlebnisse niederschreibt, gruppiert Körber ein Figurenensemble unterschiedlicher sozialer Schichten und ideologischer Strömungen. Sie schildert die Ahnungslosigkeit der – unpolitischen – Intellektuellen, die Ohnmacht des etablierten jüdischen Besitzbürgertums, den Karrierismus der opportunistischen Mitläufer, den Hass der überzeugten Systemanhänger und das Kriechertum der Denunzianten. Doch besonders eindrucksvoll beschreibt Körber den mutigen Widerstand der Revolutionären Sozialisten, die trotz allem die Hoffnung auf eine bessere Welt nicht quittieren. Deren Kampf war auch der Kampf der Autorin – allerdings mit künstlerischen Mitteln. Sie wusste: Der faschistische Goliath ist schlagbar. Für ihr Leben entscheidend war die Bemerkung ihres ersten Briefes an mich vom 20. Mai 1979, nachdem ich durch Zufall in einer Anthologie deutschsprachiger Schriftstellerinnen in den USA entdeckt hatte, dass sie in New York lebte:⁷ – Yes, I am alive and in the same country as you . . . Wir sind im Juni 1941 mit einem der Visen, die Präsident Roosevelt den Kämpfern gegen Hitler gewährt hatte, eingewandert. Leider habe ich nur schriftlich gekämpft. – Nur schriftlich? Ohne die Romane dieser Schriftstellerin mit Humor und Temperament, künstlerischer Phantasie und sozialpolitischer Verantwortung wäre die Welt für uns Nachgeborene bestimmt weniger gut bewohnbar.

Viktoria Hertling

Anmerkungen

- 1 Die Textgrundlage für die vorliegende Ausgabe bildete die im Züricher *Volksrecht* publizierte, gegenüber dem Original leicht gekürzte Fassung von *Eine Österreicherin erlebt den Anschluss*. Das maschinschriftliche Original und eine Blaupapierpause befinden sich bei Viktoria Hertling, University of Nevada – Reno, USA. Die biographischen Angaben beruhen ausschliesslich auf Interviews mit der Autorin in New York und auf Briefen zwischen 1979 und 1982. Der literarische Nachlass Lili Körbers wurde im September 1985 von ihrem überlebenden Ehemann, Erich Grave, an Viktoria Hertling übergeben. Weiterführende Information zu Körber findet sich in V. H., – Abschied von Europa: Zu Lili Körbers Exil in Paris, Lyon und New York –, in: *Germanic Review – Special Issue on Women in Exile*, Vol. 62, Nr. 3 (1987), S. 118-129.
- 2 *Eine Frau erlebt den roten Alltag* (Berlin: Rowohlt, 1932). Der Roman erschien auch in englischer, bulgarischer und japanischer Übersetzung. Eine ausführliche Darstellung des Buches findet sich in V. H., *Qwer Durch: Von Dwinger bis Kisch. Literarische Reportagen über die Sowjetunion aus der Epoche der Weimarer Republik* (Frankfurt: Athenäum, 1982), S. 87-112.
- 3 *Eine Jüdin erlebt das neue Deutschland* (Wien: Lányi, 1934). Der Roman wurde Ende 1934 in Zürich nachgedruckt. Als Reprint ist er unter dem Titel seiner polnischen Übersetzung *Die Ehe der Ruth Gompertz* (Mannheim: Persona, 1984) erhältlich. Für 1988 bereitet der Kiepenheuer Verlag, Leipzig, eine Ausgabe für die DDR vor.
- 4 Die Verbotsakte befindet sich unter der Nummer VR 5723/35 im Landesgericht für Strafsachen in Wien.
- 5 *Begegnungen im Fernen Osten* (Budapest: Biblos, 1936). Vorabdrucke erschienen bereits 1934. Die englische Übersetzung kam 1937 unter dem Titel *Adventures in the East* in London heraus.
- 6 *Eine Österreicherin erlebt den Anschluss*, in: *Volksrecht* (Zürich), Jg. 41. Wöchentliche Beilage – Der Sonntag –, Nr. 16 bis 37 vom 23. April bis 17. September 1938, jeweils S. 3.
- 7 Lisa Kahn, – Lili Körber – Zur Person –, in: *Reisegepäck Sprache. Deutschschreibende Schriftstellerinnen in den USA 1938-1978* (München: Fink, 1979), S. 66-67. Siehe auch *Geschichte im Gedicht. Das politische Gedicht der Austro-Amerikanischen Exilautoren des Schicksalsjahres 1938*, hrsg. von Mimi Grossberg (New York: Austrian Insitute, 1982).

INHALT

EINE ÖSTERREICHERIN ERLEBT DEN ANSCHLUSS

5

Erläuterungen zum Roman

139

Nachwort

151